

Robert
in Herisau

Walser
1949

Robert Walser

Herisauer Jahre 1933–1956

Robert Walser

Herisauer Jahre 1933–1956

Robert Walser

Herisauer Jahre 1933–1956

Robert Walser

Herisauer Jahre 1933 – 1956

Herausgegeben vom Museum Herisau

*Beiträge von Barbara Auer, Iris Blum, Thomas Fuchs,
Margit Gigerl, Joa Gugger, Ivo Knill, Livia Knüsel, Peter Morger,
Peter Witschi, Marcel Zünd*

Appenzeller Verlag

Diese 2. Auflage des Appenzeller Hefts wurde durch finanzielle Beiträge
nachfolgender Institutionen ermöglicht:

Museum Herisau, Herisau
Robert-Walser-Zentrum, Bern

Titelbild: Heinz-Peter Kohler, Biel: Robert Walser in Herisau 1949. Öl auf Leinwand, 1976.
Umschlagrückseite: Thomas Suter, Teufen (AR): In memoriam Robert Walser. 6. Neujahrs-
blatt der Lesegesellschaft Teufen. Lithographie, 2003.

2. überarbeitete und erweiterte Auflage der Erstausgabe von 2001
© 2013 Verlag Appenzeller Hefte, 9101 Herisau
Satz und Druck: Appenzeller Druckerei, 9101 Herisau
ISBN: 978-3-85882-124-9

www.appenzellerverlag.ch

Inhalt

- 7 **Vorwort zur zweiten Auflage** Thomas Fuchs
- 11 **Wandern statt Dichten** «Ich bin vergessne Weiten zu wandern
auserlesen», Peter Morger
- 21 **In der Psychiatrischen Klinik Herisau** «Zwischen Schriftstel-
lern und Zeit haben ist ein Unterschied», Marcel Zünd
- 33 **Geschrieben, aber nicht gedruckt** «Vielleicht, wenn ich zwei,
drei Jahre ausserhalb der Anstalt in der Freiheit leben würde,
käme der grosse Durchbruch», Barbara Auer
- 39 **Robert Walser in der Arbeitstherapie** «Herr Walser hilft stets flei-
ssig in der Hausindustrie. Falzt zusammen mit Herrn Solenthaler
Papiersäcke», Livia Knüsel
- 57 **Weshalb Robert Walser nicht geheilt wurde** «Lassen Sie ihn
weiter hindämmern», Margit Gigerl
- 73 **Lisa Walser zwischen Fürsorge und Abwehr** «Dass es nicht
ganz richtig war, mir als alleinstehender Frau die ganze Sorge um
Robert zu überlassen», Iris Blum
- 83 **Unter Vormundschaft** «Er wünsche in dieser Beziehung frei zu
sein», Peter Witschi
- 93 **Die Walser von Teufen** «Wir Walsers sind alle so übersteigert
verletzlich und am Familienverband hängend», Thomas Fuchs
- 107 **Der ganze Walser – Ein Streifzug durch «Geschwister Tanner»**
«Man wird, ehe man es recht weiss, zum seltsamen Kauz»,
Ivo Knill, Joa Gugger
- 117 **Unter der Fotografie begraben** «Sein Gesicht ist jetzt geistig
erhellte wie eine angezündete Fackel», Iris Blum
- 131 **Walser Denkmäler** «kommt [...] am ehesten eine Gedenktafel
in Frage», Peter Witschi
- 137 Anhang

Vorwort zur zweiten Auflage

Die Wahrnehmung des Patienten Robert Walser während der Zeit seines immerhin 23½ Jahre dauernden Aufenthalts in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau basierte lange fast ausschliesslich auf den «Wanderungen mit Robert Walser»¹, die Carl Seelig 1957 publizierte. Einheimische kannten Walser allenfalls als Spaziergänger, «als rüstigen Läufer, der am Sonntag regelmässig mit weitausholendem Schritt am Hause meiner Eltern vorbeizog und einige Stunden später pünktlich in die Anstalt zurückkehrte» – so die Erinnerung des Germanisten und «Appenzeller Zeitung»-Redaktors Hans Alder (1922–1982). Im Unterschied zu ihm waren die meisten dann überrascht, als sie nach Walsers Tod erfuhren, «dass dieser unscheinbare Anstälter in literarischen Kreisen eine Berühmtheit gewesen sein sollte».²

Motiviert durch die Abhaltung der Jahrestagung der Robert-Walser-Gesellschaft in Herisau im Spätherbst 2001, machte sich eine Gruppe um Dr. Peter Witschi, Ausserrhoder Staatsarchivar und damaliger Präsident des Museums Herisau, und Barbara Auer an die Auswertung bisher nicht erschlossener lokaler Quellen. Die Öffnung der Herisauer Krankenakten und der Vormundschaftsunterlagen in Walsers Bürgergemeinde Teufen sowie die Befragung von Zeitzeugen brachten neue Erkenntnisse zutage. Präsentiert wurden diese 2001 in der Ausstellung «Mir ziemt es, möglichst unauffällig zu verschwinden» im Museum Herisau und in der ersten Auflage des Appenzeller Hefts «Robert Walser – Herisauer Jahre 1933–1956». Erweitert wurde damals zudem der 1986 vom Schriftsteller Peter Morger (1955–2002) initiierte Robert-Walser-Pfad in Herisau.

Der 50. Todestag Robert Walsers am 25. Dezember 2006 gab dann den Anlass, diese Forschungen weiterzuführen. Die Resultate erschienen in «Appenzellische Jahrbücher 2005».³ Angesichts dieser Ergänzungen schien es geboten, diese zweite Auflage nicht einfach als blossen



Nachdruck zu veröffentlichen, sondern als Synthese der Erstauflage und dem Robert Walser gewidmeten Heft der «Appenzellischen Jahrbücher» – zumal letzteres weit weniger gut erhältlich war. Bei der Textauswahl lag der Fokus noch stärker auf den Herisauer Jahren. Drei Beiträge der Erstauflage mussten weggelassen werden, hinzu kamen dafür vier Aufsätze aus den «Appenzellischen Jahrbüchern». Hat Walser in Herisau doch noch geschrieben? Mit welchen psychiatrischen Methoden war er in dieser Periode des Aufbruchs zum therapeutischen Aktivismus konfrontiert? Was vermitteln uns die Fotografien von Walser aus seiner Zeit in Herisau?

Herisauer Klinik-
porträt von Robert
Walser, 1949.

Einige Beiträge wurden für diese Zweitaufgabe überarbeitet,⁴ stark erweitert wurde die Bebilderung. Für die Lesenden entsteht so ein erheblicher Mehrwert gegenüber der ersten Auflage von 2001. Abgeschlossen sind damit die Forschungen über Robert Walsers Klinikzeit in Herisau aber noch lange nicht.

Herisau, im Dezember 2012

Thomas Fuchs, Kurator des Museums Herisau



Wandern statt Dichten

«Ich bin vergessne Weiten zu wandern auserlesen.»

Peter Morger

Im Frühling 1989 fuhr ich mit dem Töffli dem grünen Hügelzug der Hundwiler Höhi entgegen, mit einem kleinen Tonbandgerät im Sportsack. Ich war freier Journalist bei der alten Appenzeller Zeitung – Hermes hab' sie selig – und recherchierte für meinen grossen Walser-Essay, wobei ich erfuhr, dass die eigenwillige «Höchi»-Wirtin, Marlies Schoch, den alten Robert Walser noch als Kind gekannt hatte. Das Getucker des Motors regte mich zum Gedanken an, dass Walser seinerzeit noch fast ohne Technik lebte, einerseits fast beneidenswert. Hat er je telefoniert? Er brauchte auch keine Kugelkopfmaschine, sondern lediglich einen Bleistift und irgendein Fetzen Papier. Autos schien er zu hassen, von Tonbandkassetten konnte er nicht einmal träumen. Allerdings hat er «Radio» gehört; das gleichnamige Prosastück aus den späten Zwanzigerjahren belegt's: «Gestern bediente ich mich zum ersten Mal eines Radiohörers. Ich fand, es sei dies eine angenehme Art, überzeugt zu sein, man habe Unterhaltung. [...] Ferner hörte ich schweizerdeutsche Gedichtvorträge, die ich zum Teil ungewöhnlich amüsant fand. [...] Ich und die, die neben mir sassen, hörten, wie in England Cello gespielt wurde. Das hatte etwas Seltsames, Wundervolles. Es wäre unhöflich, den Siegeszug des technischen Erfindungsgeistes nicht schlankweg zuzugeben.»

Robert Walser im Aufstieg von Trogen auf den Gäbris am Nachmittag des 3. Januar 1937, fotografiert von Carl Seelig.

«Ä groossi, tunkli Gschtalt»

Doch, was soll dieses Abschweifen, Wegträumen schon zu Anfang meines Berichts? – Endlich sass ich der pausbäckigen Wirtin gegenüber, die meine katzenhaften Fragen herzhaft und in schönstem Ausserrhoder Dialekt beantwortete: «As Chend bin'i demm Walser allpott begägnert, maischtens i dä Wachtenegg obe. I ha zerscht nöd gwösst, wär da ischt, und är hätt' sech au niè vorgschellt, hätt nöd gsäät wohär är chonnt und wohäre das'är goht. Erscht vill schpööter, won'er gschtorbe isch, han'is vo dä Zittig är-fahre, dass dä unbekannt Maa ämoll än Dichter gsee seg. Öppe mit Nüni

bin'em s'erschtmool im Wald obe über dä Wäg gloffe und bi rächt vächlöpft. Aber är isch glob au ä chli väschrocke, vilecht wäg'em Hond, a'neme Tütsche Schöfer. S'isch glob am Mittwoch Nomittag gsee ond zimmlech bedeckt. Är hätt nu Grüezi gsäät und i mös nöd väschrecke. I ha'nen denn immer wider gsee, au i de Ruine Rosebärg isch er mengmool schtoo plibe. Är isch' mer as Chend als ä tunkli, bsonders grossi Gschallt vorchoo mit grosse tunkle Auge. Är häpp'mer so lidruck gmacht, das'i mi hütt no cha ärinne. Irgendwiè hett'er nöd in Wald ine passt, wiè än liheimische, wo pöschelet. T'Lütt hend'en aber kennt, hend gsäät, är sig änn vo dä Aaschtallt, und so hätt' dä glich irgendwiè dazue ghöört. Er hätt' all em Hond flattiert, aber dä hätt all knuret, diè send hald so. Grett hätt'er höchschtens e chli, wam'me allgemain so säät, öbers Wätter, dass'es chalt seg oder so. Är gäng äfach all do go schpaziere. De fremd Dialekt isch mer nöd uufg-falle. As Chend bin'i nöd schüüch gsee, häpp'mi wonder gnoo, wa dä Maa macht, ha vilecht gfroget «Wa tosch do obe?» Ärmlech isch'er mer scho vorcho, irgendwiè vāloh; ehner wortkarg han'en i Ärinne. Fö'r'e Chend isch öppert, wo ä chli älter isch, scho alt. Tunkel aaglait isch'er gsii. Völlig normal hätt'er gwirkt, nöd tragisch, äfach wiè än alte Maa zome Chend rett. Är isch äfach uuftaucht ond wider vāschwunde. Nütz psonders. Mengmool hätt'er mer lääd tue, obwohl'er überhopt nöd chrank gwirkt hätt, nütz Tragisches häpp'me gschpürt. Gär niè isch' er mer nöcher cho, scho wāgem Hond. Immer ällä isch' er umegloffe.»

Schlichte kleine Begegnungen zwischen einem alten und einem jungen Menschen waren das also. Nichts Sensationelles. Dass Walser in seiner Herisauer Zeit wenig Spuren hinterlassen hat, bald zu vergessen schien, dass er überhaupt je einmal Dichter war, bestätigte mir auch Ida Stucki, die den Patienten Walser noch als Pflegerin gekannt hatte. «Bedauerlicherweise verstummte er in seiner Krankheit, und seine Phantasie schien versiegt oder verschüttet zu sein», schrieb sie mir 1989 in einem Brief: «Im Haus hatte er nur den Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden; die Papierarbeiten verstand er ohnehin besser als ich selber. Das Einzige, was ihm zu behagen schien, war der freie Ausgang, was in der Psychiatrie jener Zeit durchaus keine Selbstverständlichkeit war; Herisau war wirklich diesbezüglich schon recht fortschrittlich. Herr Walser hätte somit auch jederzeit die Klinik verlassen können, wenn er es begehrt hätte. Aus diesem Grunde halte ich es immer für etwas unfair, wenn in Zeitungen steht, er sei «versenkt» worden.»

«Durch Wald und Farren abschüssig in die Tiefe»

Apropos Hundwiler Höhi. Im Sommer 1946, am 17. Juli, bestieg der beurlaubte Patient Walser zusammen mit seinem Vormund Carl Seelig diesen Hügel im Herzen des Appenzellerlandes. «Er klettert wie eine Katze», schrieb der selbsternannte Förderer in seinen berühmten «Wande-



rungen» und deklamierte ironisch-pathetisch: «Wer siegen will, der ras-te nicht.» Wie üblich überraschte Robert mit seinem überaus wachen Geist, sprach bewegt von einer eigenwilligen Bieler Schönheit, die vie-le Männer glücklich gemacht habe – «absonderliche Existenzen müsse es geben, die nicht das Übliche tun» – erwähnte den Tod Gerhart Haupt-manns, den er in Berlin manchmal besucht habe, dessen Gehirn und Herz aber allmählich auf dem «Kissen der Wollüstigkeit» eingeschlafen sei, befand, dass es keine Freundespflicht gebe, sondern nur Freundschaft, frei und ohne Bindungen, beleuchtete wie so oft Gottfried Keller mit Bewunderung. Seelig wiederum suchte den Rat des Freundes in der Angelegenheit einer jungen aparten Tochter, die in den Einfluss eines üblen Burschen mit hypnotischen Kräften geraten sei, der sie in Wirtschaften führe, wo es unsauber zu und her gehe... «Was geht sie das Mädchen überhaupt an?», bemerkt Walser dazu in Abgeklärtheit. «Diese Liebe, auch wenn sie unglücklich enden wird, ist eine Schule der Erfahrung für das naive Geschöpf.»

Vielerlei Themen werden an diesem Sonntag gedrechselt, verschö-nert durch den «Znüni» auf der Hundwiler Höhi, auf der Robert einmal mit seiner Schwester Lisa war, jedoch auf der leichteren Route von der Zürchersmühle aus. Mit glänzenden Augen geniesst er die dramatische Beleuchtung der finsternen Wolkentürme und der hellgrauen Flöckchen, die sich vom Säntismassiv heranwälzen. «[...] Als wir aus dem Gasthof heraustreten, ist der Himmel tintenschwarz. Einzelne Tropfen fallen schwer wie Blei. Wir gehen auf dem Grat gegen Süden. Eine wunder-schöne Kuhherde lagert friedlich auf der «Ochsenhöhe»; alles an ihr at-met Ruhe, Satttheit, Zufriedenheit. Einmal auch so zufrieden sein dür-fen...!» Dann geht es Hundwil entgegen, «durch Wald und Farren ab-schüssig in die Tiefe», hinein in den «Bären», zu Geschnetzelttem, Rös-ti und Bohnen. Fast wäre ich versucht, burschikos und trivial auszuru-fen: «Das Wandern ist des Walsers Lust.»

Robert Walser war schon früher einmal zusammen mit seiner Schwester Lisa auf der Hundwiler Höhi. Gruss-karte von Lisa und Robert an ihre Schwester Fanny Hegi-Walser, 21. September 1941.



Impressionen vom Robert-Walser-Pfad in Herisau, Sommer 2001 (links) und Herbst 2012.

Der Robert-Walser-Pfad lebt weiter

Ja, manchmal wehre ich mich ein bisschen gegen die fast übertriebene Verehrung, die heutzutage Walser umbrandet. – Bin ich eifersüchtig? – Und möchte hin und wieder eine gewisse Ironie in die angestrenzte Diskussion einstreuen. Gell, Röbi, das wäre auch in Deinem Sinn? Und Pardon für die Anbiederung! Trotzdem habe ich einen Gedenkstein in meiner Geburtsgemeinde und in Walsers Bürgergemeinde Teufen initiiert und den Robert-Walser-Pfad ob Herisau realisiert, was meine eigene Ambivalenz widerspiegelt.

«Letzthin spazierte ich im Walde. Es war ein erster Frühlingstag; die Arbeitswelt war fern, von Technik nichts zu spüren, das Gemüt erfreut vom Frühlingsduft, dem Licht, dem erwachenden Gesang neuen Lebens. Auf dem Weg Erinnerungstafeln mit Gedanken von Robert Walser. So wunderbare Gedanken! Sie hoben mein Glück des Frühlingserwachens; und beseeligt dachte ich, wie wunderbar das Leben sein könnte. [...] – Warum aber hat Robert Walser später geschwiegen – er, der sich ebenso selig fühlte und sich mitteilen wollte – und nicht verstanden wurde?» Dieser Leserbrief von Alois E. Kälin aus Herisau erschien vor geraumen Jahren in der Appenzeller Zeitung. Er sei als ein Beispiel angeführt für die freundliche Resonanz und Akzeptanz, welche der «Robert-Walser-Pfad» weit herum geniesst.

Einige Reportagen über diesen literarischen Spazierweg sind in namhaften Zeitungen und Magazinen erschienen, weitere Leserbriefe wurden geschrieben, immer wieder machen sich einzelne Menschen oder Gruppen bewusst auf den Weg durch den poetischen Roserwald. Öfters darf ich zu-



dem selbst eine kommentierte Führung durchführen. Auch der berühmte Vandalismus hält sich – nach 15 Jahren – einigermassen in Grenzen. Zwar schossen einige Spitzbuben mit Luftgewehren und teilweise grösseren Kalibern auf die grünen Metalltafeln, trafen aber – freundlicherweise? – kaum den Text. Auch einige mehr oder weniger gescheite Bemerkungen wurden zu den Zitaten hingekritzelt. Eine Tafel jedoch, welche von der Seligkeit der Kinder handelte, verschwand Anfang 1990 spurlos, sauber abmontiert, von einem Sammler oder Gegner (?) solch literarischen Tuns... Ich ersetzte das poetische Loch durch eine vorrätige Schrifttafel, welche vom Schrecken des Krieges spricht, just am Tag, als der unselige Golfkrieg begann.

Weniger als die Menschen wütete 1999 – wieder am Weihnachtstag! – ein grober Naturgeist namens Lothar. Dieser Orkan führte dazu, dass es nun im Roserwald fast wie nach dem Krieg aussieht; entwurzelte Bäume, tiefe Karrenspuren der Forstfahrzeuge; eine samt Sockel aus dem Erdreich gerissene Poesietafel – ausgerechnet wieder obig erwähnte! Wie müsste dieses Tohuwabohu den naturseligen Dichter Robert Walser schmerzen.

Der Pfad wird nun in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Historischen Verein durch vier Stationen rund um Herisau erweitert.¹ Bald gibt's einen populär aufgemachten Faltprospekt zu den Walser-Gedenkorten im Dorf Herisau, das sich nun zur Stadt mausern will.

Und es «wälderlet» ganz gehörig hier, fast mehr, als es dem scheu gewordenen Dichter wohl recht wäre. Zur Erinnerung: Es gibt den in den Sechzigerjahren von begeisterten Redaktoren der Appenzeller Zeitung erstellten Walser-Brunnen zu Ehren der Gebrüder Robert und Karl, mitten

Peter Morger (1955–2002) anlässlich der Erweiterung des Robert-Walser-Pfads, 2001. Die Walser-Texte auf der neuen Tafel oberhalb der Kaserne Herisau handeln vom Sinn und Unsinn des Militärs.

im idyllischen Zentrum. Das Grabmal wurde neu gestaltet, mit einem sinnigen Walser-Satz zum Abschied, und im Klinikareal hängt nicht nur eine Zitate-Tafel von mir, es existiert auch eine Vitrine mit bibliophilen Dokumenten, vom leider früh verstorbenen ehemaligen Chefredaktor der hiesigen Zeitung Paul Müller gestaltet, der mir Walser näher brachte und mich persönlich sehr förderte. Seit einigen Jahren gibt es zudem im Westen der Gemeinde eine Robert-Walser-Strasse, die allerdings als Sackgasse endet.

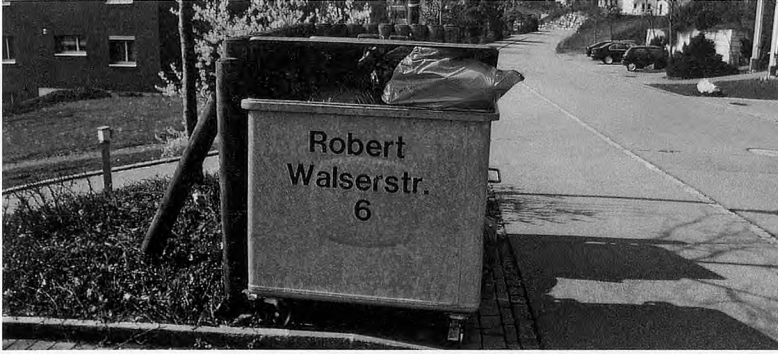
Das Fossil Robert

Schon wieder ein etwas provokativer Titel, angeregt durch Walsers Prosastück «Der Schurke Robert», wobei er in dieser «spinnwebartigen Bescheidenheitspflanze» wohl kaum sich selbst sah. Übrigens kommt in dieser «Schauerballade» ein hoch poetischer Satz vor: «Über die Stadt schlang sich ein Liebesgedicht ungeheuren Formates.» – Doch zur Sache: Ich bin nicht einfach ein unreflektierter, kritikloser Walser-Jünger, stemme mich gegen die Denkmalisierung, die zunehmend mit R.W. passiert. Beileibe nicht jedes Gedicht oder jedes Fötzeli interessiert mich wirklich. Auch frage ich mich, ob ich überhaupt befugt bin, über diesen Planeten der Dichtkunst zu schreiben. Ich bin kein Dippeldoktor, kein Kulturpapst und habe längst nicht alles aus dem ausufernden Werk wirklich studiert.

Andererseits finde ich es schön, ab und zu – wenn möglich in höherem Auftrag – zu «wälsleren», ein bisschen zu forschen und herumzuspintisieren im grossen Werk des geliebten ehemaligen Vorbilds.

Auch als Lebensvorbild taugt Robert Walser nur bedingt. Als junger Mensch genoss er zwar ein beneidenswertes Leben in schöner Freiheit; aber später 27 Jahre in der Heil- und Pflegeanstalt zu verdösen, von der Verzärtelung in die Verarztung zu rutschen, scheint mir gar nicht nachahmenswert. Schwer krank war er ja nie. Obwohl es Anno Tuback sicher noch auffällig war, am gleichen Tag je einen Heiratsantrag an die zwei vermietenden Zimmerfräuleins namens Haerberlein zu machen. Aber das «Stimmen»-Hören, war das pathologisch? Walsers unendliches Ich-Buch in tausend Stücken ist selbst das Resultat einer grossen, höheren Stimme der Kreativität...

Ich muss gestehen, das «Hübsche», «Artige», Verziselierte, Zöttelige geht mir – bei aller Doppelbödigkeit – manchmal auf die Nerven, macht mich stigelisinnig. Vieles erscheint mir frauentäschelig, kraus, klatschbasenhaft, gestelzt, und – gerade bei den späten Texten und Mikrogrammen – «gnüegelets» mir manchmal bei der Lektüre, fühle ich mich übersättigt von dieser Überdosis an Poesie und Doremi. Ernsthafte Bügelfalten möchte man manchmal machen in diese unstrukturierten Textlandschaften, im Verein mit der «lieben» Frau Mermet... Andererseits bewundere ich Walsers radikale Romantik, seine absolute Liebe zur Natur, die



wir heute dringender brauchen denn je. Wie menschlich er eingebettet ist im Kosmos, versöhnt mit Mensch und Welt! Auch die immer wieder überraschende Originalität, die nasführenden Titel der Prosastücke, die absolut eigenständige Fantasie, die wortschöpferische Sprachkraft, die latente Lebensfreude faszinieren mich immer erneut.

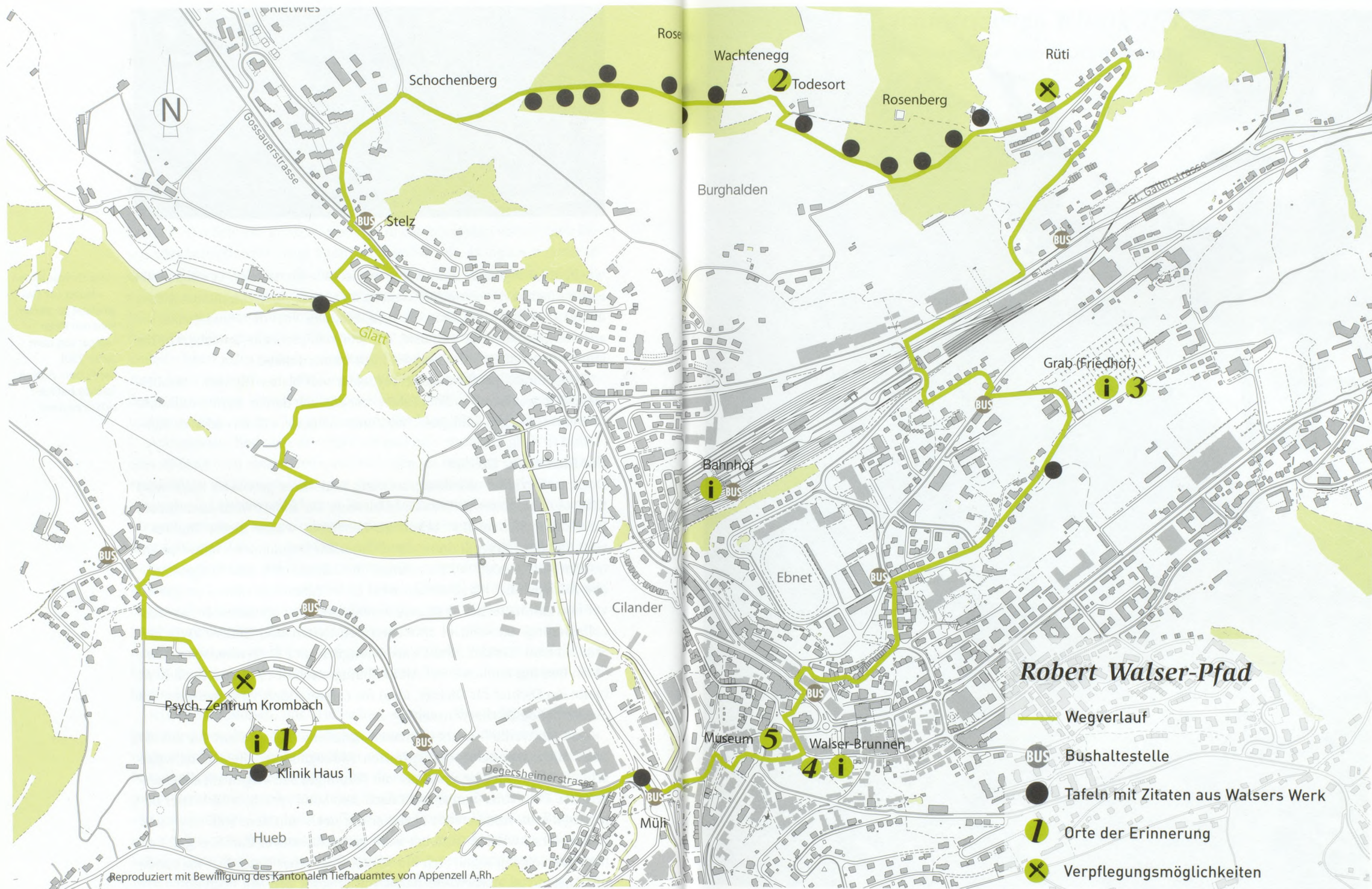
Pelikantinten-geschwängerte Textfelder voll blauer Blumen... Arabesken des Surrealismus... Jäh geerdet, mit köstlich derben Berner-Mundartworten: «Glungge», «Tolgge», «Lö», und «Schnori», «Täubi» oder «Wädli».

«Wie Dichter enden ...» lautet der Originaltitel zu diesem Foto von Peter Morger aus dem Jahre 2001. Die Robert-Walser-Strasse befindet sich in Herisau.

Ein Dichter für Dichter

Doch trotz vitaler Wiederentdeckung und eines gewissen Kults wird R.W. ein bekannter Unbekannter bleiben. Da ändert wohl auch dieses Publikationchen nichts. Schon zu Lebzeiten wirkte dieser Dichter – vom Redaktor Korrodi dreist als «Schnörkel» bezeichnet – teilweise antiquiert, lotete noch tief ins neunzehnte Jahrhundert und in irgendwelche Adelsgefülle, handkehrum wird er im Alter aber immer progressiver und futuristischer in seinem assoziativen Privatkosmos der Sprachcollagierung. So steht er zwischen den Zeiten und Zeilen, zwischen Stühlen und Bänken, den Chaises longues und Hollywoodschaukeln. «Man lese ihn endlich», rief Albin Zollinger schon 1936 aus, doch R.W. bleibt ein Dichter für Dichter, ideal für Doktoranden, Angefressene und aussterbende Bücherwürmer.

Und ich werde – kann? – meinen «grossen» Walser-Essay nie schreiben. Auch angesichts der spätesten Mikrogramme, die ich teilweise schlicht nicht verstehe, erscheint mir demütiges Schweigen am angemessensten. Dem Volk, dem er nicht nach dem Maul sprach, wird Walser immer egal sein. Andererseits wollte er nur noch «mit dem Volk leben und in ihm verschwinden» und hat wahr gemacht, was er Carl Seelig auf einem Spaziergang sagte: «Ich bin klug genug, eines Tages hier im Lande mit Anstand zu sterben.» Er nahm vorher sogar den Hut noch ab.





In der Psychiatrischen Klinik Herisau

«Zwischen Schriftstellern und Zeit haben ist ein Unterschied.»

Marcel Zünd

Der Herisauer Patient Nr. 3561 wäre nicht weiter der Rede wert, wäre er nicht dieser Robert Walser gewesen. Einen unauffälligeren Patienten als ihn kann man sich kaum vorstellen. Vollständig zurückgetreten von allen Ansprüchen an die Welt – und von dieser in Ruhe gelassen – fristete er in Herisau in den letzten 23 Jahren seines Lebens eine ärmliche Anstaltsexistenz. Ein «grosser Sonderling»¹, ein alternder und angepasster Chronischkranker, wie es sie in jeder Klinik gibt. Sie gehören traditionell zur Psychiatrie und verkörpern gewissermassen ihren humanen Aspekt: Da werden einige wenige in ihrer Eigenartigkeit in Ruhe gelassen. Das hat Robert Walser ausgenutzt. Er ist in dieser möglichen Welt untergetaucht, damals 1929 in Bern, und er hat sich darin verloren.

Die Krankengeschichte und die Pflegeberichte protokollieren dieses Verschwinden Walsers distanziert und leidenschaftslos. Nach ihrer Lektüre kann man sagen: Walser ist nicht in den Fängen, sondern im Schoss der Psychiatrie gelandet. Die Klinik war nicht sein Gefängnis, sondern die materielle Grundlage seiner Existenz. Sie bot ihm die Sicherheit und die Strukturen, die er in sich selber nicht mehr fand. Ganz früh noch in Bern hat er sich gegen diese Entwicklung gewehrt, äusserte «Angst, verwöhnt zu werden, weil er es so schön habe»². Später tauchen solche Befürchtungen nicht mehr auf. Walser hat in seinem Kampf um Autonomie schnell aufgegeben und sich bereitwillig in der Psychiatrie eingerichtet. Nach drei Monaten in der Waldau heisst es im Rapport bereits: «Pat. gibt sich Mühe, passt sich der Hausordnung an und ist fleissig [...]»³. Austrittsgedanken tauchen nur vereinzelt auf und bleiben theoretisch: In keinem einzigen Fall hat Walser aktiv handelnd darauf hingewirkt. Auch seine Verlegung nach Herisau nimmt er vorerst gleichmütig zur Kenntnis, meldet dann Widerspruch an, lässt aber dennoch alles mit sich geschehen. Als Walser im Juni 1933 nach viereinhalb Jah-

Robert Walser im
Aufstieg von Trogen
zum Gäbris am
Nachmittag des
3. Januar 1937,
fotografiert von Carl
Seelig.

Name: Wälsch Robert

Heimat: Teufers

Geburtsdatum: 15. IV. 1878

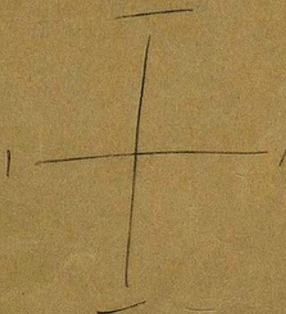
Korrespondent: Schwester: Frau Fanny Stig-Wälsch, Tramin b. Ruggisberg
Tel. Ruggisberg Kreisforstamt 124

30.5.44. Vormund: Carl Selig, Mühlebachstr. 17, Zürich VIII.
Tel. 27620

Nr.

3561 I. Aufnahme 19. III. 33 Entlassen 25. Dez. 1956

II.	"	"	"
III.	"	"	"
IV.	"	"	"
V.	"	"	"
VI.	"	"	"



ren in der Waldau in Herisau eintrifft, ist er bereits chronifiziert. Entsprechend schnell und unauffällig richtet er sich in seinem neuen Asyl ein.

Kopfblatt zu Walsers Krankengeschichte in der Appenzell A.Rh. Heil- und Pflegeanstalt in Herisau.

«Patient ist immer gleich»

Die Krankengeschichte und die Pflegeberichte über Walser sind über die gesamten 23 Jahre seines Herisauer Aufenthalts von frappierender Gleichförmigkeit und ernüchternder Banalität. Die selben drei, vier Themen, die immer gleichen Aussagen ziehen sich quer durch alle Berichte hindurch. Im Originalton:

«Pat. ist immer stark beschäftigt mit seinen Stimmen.»⁴ Redet mit ihnen, flucht wegen ihnen, lächelt still vor sich hin wegen ihnen, fühlt sich verfolgt und beeinträchtigt von ihnen, kann sich wegen ihnen nicht konzentrieren...

«Pat. ist immer für sich.»⁵ Nimmt nie an Gesprächen teil, ignoriert seine Mitpatienten, wird barsch, wenn man ihn anspricht, wird unsanft, wenn man ihm in die Quere kommt, hat es nicht gerne, wenn man ihm behilflich sein will...

«Pat. verrichtet seine Arbeiten immer sauber, fleissig und exakt.»⁶

Arbeitet immer präzise, pedantisch genau, ja «etwas automatenhaft»⁷, er fehlt nie, ist zuverlässig und pünktlich («man kann seine Uhr nach ihm richten»⁸).

Walser arbeitet die ganzen Jahre über in der «Sacki», der Papiersackindustrie der Klinik, wo er Säcke und Couverts leimt oder andere stereotype Tätigkeiten verrichtet. Er nimmt die Arbeit ausserordentlich ernst, bezieht aus ihr die Befriedigung, seine Pflicht erledigt zu haben. Auf der Abteilung betreut er mit derselben zwanghaften Konsequenz seine Ämtli: auf-tischen, Tische waschen, Speisesaal kehren. Als man ihm Altersentlastung anbietet, ist er gekränkt und meint, er werde nicht mehr gebraucht.

In der Freizeit blättert er in alten Familienzeitschriften (alte gebundene Jahrgänge aus der Klinikbibliothek), löst alle Kreuzworträtsel auf, «immer restlos», wie bewundernd angemerkt wird.⁹ Aktuelle Lektüre, gar Bücher, Literatur neuerer Autoren, die ihm angeboten wird, lehnt er ab.¹⁰ Er raucht gern, steht oft für sich allein, halb verschupft, halb spöttisch-herablassend in einer Ecke. Er gilt als asozial, egoistisch, mimosenhaft empfindlich und rücksichtslos. Bei den Mitpatienten ist er nicht beliebt, was ihn aber überhaupt nicht kümmert. Dem Personal gegenüber verhält er sich im Allgemeinen höflich und korrekt, lässt sich dennoch kaum je auf Gespräche ein. «Verkehrt sozusagen nur aus Höflichkeit mit einem», vermerkt ein Arzt.¹¹

Die Höflichkeit verschwindet, wenn ihm jemand körperlich zu nahe kommt. Dann kann er böse werden. «Gönd Sie weg!», tönt es knapp und deutlich, dann nochmals, lauter, herrisch: «Gönd Sie weg!!» (so Pfleger

W. theatralisch und eindrücklich im Filminterview).¹² Auch emotional lässt Walser nichts an sich heran kommen, selbst der Tod des Bruders und einer Schwester kann ihn nicht berühren («affektiv nivelliert» heisst es lakonisch).¹³ Gelegentliche Anerkennungen als Schriftsteller oder Ehrungen anlässlich runder Geburtstage nimmt er abweisend und unbewegt zur Kenntnis: «Das gehe ihn nichts an. Das habe mit ihm nichts zu tun.»¹⁴

Mittags nach dem Essen geht er spazieren, ist immer pünktlich zur Arbeit wieder zurück. Sonntagnachmittags unternimmt er grössere Touren, bei jedem Wetter, ungeachtet von Nässe und Schmutz, ist zum Nachtesen zuverlässig wieder da. Neben seinen gewohnheitsmässigen Aktivitäten unternimmt er nichts, nimmt auch an keinen freiwilligen Anlässen in der Klinik teil. «Alles ist passiv an ihm»,¹⁵ heisst es leicht entnervt in einem Bericht, «inaktiv dahinlebend»¹⁶ in einem anderen. Rauchen, Blättern, Herumstehen, Halluzinieren (die «Stimmen»), Versunkenheit, Warten. Um 20 Uhr ist Lichterlöschen im Wachsaaal.

So geht das 23 Jahre lang. Ohne Veränderung. «Patient ist immer gleich», heisst es in einem Bericht.¹⁷

Wunschlos glücklich?

Es ist sicher nicht nur die Sprache – der distanzierte, herablassende Ton, die Sprödeheit dieser gestutzten Protokollsätze, die befremdet. Aber ihre sprachliche Eigenheit, das Satz-Subjekt wenn immer möglich zu unterdrücken und wegzulassen, ist schon bemerkenswert: «Macht den Eindruck eines grossen Sonderlings»¹⁸ (vgl. auch die oben angeführten Protokollsätze). Diese Sprache tendiert dazu, ihr Objekt, den Patienten, als Subjekt in ihrem «Text» nicht vorkommen zu lassen. Und bemerkenswert ist ausserdem, dass von dem Zeitpunkt an, wo über Walser geschrieben wird, sein eigenes Schreiben versiegt. Als erübrigte sich von da an das eigene Protokoll. Walsers sprachliches Subjekt verschwindet in den Windungen des psychiatrischen Prozederes. Zwar soll er in der Waldau noch Mikrogramme verfasst haben (wovon allerdings die Krankengeschichte nichts weiss), aus der Herisauer Zeit sind aber keine literarischen Arbeiten mehr überliefert.

Befremdlicher noch als die Sprache der Berichte ist die Leere dieser Existenz, die dem Leser gerade in der steten Wiederholung der immer gleichen nichtigen Beobachtungen entgegentritt: das Fehlen jeder individuellen Regung, jeder persönlichen Lebensäusserung Robert Walsers. Keine Wünsche oder Begehrlichkeiten sind aktenkundig, im Gegenteil: «Es war das grosse Merkmal Walsers, dass er nie etwas Besonderes wollte», sagte Pfleger S.¹⁹ Angebotene Erleichterungen oder Vergünstigungen lehnte er unzweideutig und kategorisch ab. «Er habe keinerlei Wünsche und spüre nie den Drang, die Anstalt zu verlassen. Auf die direkte Frage, ob er also gleichsam Wunschlos glücklich sei, äusserte er «O ja».²⁰ Wunschloses Glück oder

1953 Sept. 14. St. Pat. bietet unverändert dasselbe Zustandsbild des affektiv nivellierten, kühl-abweisenden Schizophrenen. Wünscht in Ruhe gelassen zu werden. Gibt auf Fragen höflich aber abweisend Antwort. Pat. schlug alle angebotenen Vergünstigungen anlässlich seines 75. Geburtstages aus und interessierte sich auch nicht für die Radiosendungen anlässlich dieses Ereignisses oder für die Zeitungsartikel, auf die ihn der Ref. hinzuweisen versuchte. Pat. gibt an, er habe immer noch Stimmen, will sich aber dazu nicht weiter äussern. Er verrichtet nach wie vor morgens die Zimmerarbeiten, Wischen des Bodens etc. wird erregt, wenn ihm dabei jemand in den Weg gerät und kann dann recht massiv schimpfen. Daneben arbeitet er fleissig in der Hausindustrie (Säckekleben), verrichtet aber alles ganz stereotyp. In der Freizeit blättert er in alten Zeitschriftenbänden und lehnt jede andere, angebotene Lektüre ab. Teilt man ihm mit wo und was über ihn geschrieben worden sei reagiert er höchstens mit einem "so-so". Einiges Interesse verriet er, als Ref. ihm mitteilte, sein Vormund Carl Seelig habe einen Prozess mit dem Besitzer des Kinos Studio 4 in Zürich.

Wunschlosigkeit als Form des Glücks: Wer wollte ihm das verweigern? Aber ist es die ganze Wahrheit? Es tönt zu sehr nach Erfüllung und zu wenig nach der tiefen Resignation – auch eine Form der Wunschlosigkeit –, die wie ein zäher Nebel über Walsers letztem Lebensabschnitt lag.

Auszug aus Walsers Krankengeschichte anlässlich der Jahresvisite 1953.

Warum bestand Walser, der doch mit niemandem Kontakt hatte oder suchte, über all die Jahre darauf, im Wachsaal zu leben? Ein Einzelzimmer war ihm verschiedentlich angeboten, teils gar aufgedrängt worden. In der Klinik Waldau hatte er 1930 einmal den Versuch gemacht. Nach zwei schlaflosen Nächten mit «fürchterlicher Angst» wollte er wieder zurück in den Saal, «wo der Nachtwärter über ihn wacht und er schlafen kann»²¹. Der Wachsaal als Strategie gegen die Angst? Gewiss, aber war es nicht auch eine weitere Entscheidung zum Ausblenden der eigenen Person, zum Verschwinden in der «Masse» der namenlosen Patienten?

Der Gang in die innere Emigration diene zweifellos auch der Abwehr von Ansprüchen an seine Person. Interessant ist nämlich, dass die Verlegung damals in Bern mit der Erwartung verknüpft war, dass Walser im intimeren Ambiente wieder zu schreiben beginnen würde. Dieses Ansinnen hat er aber konsequent abgelehnt, vom Beginn seiner Hospitalisation bis zu seinem Tod. Zuerst, kurz nach seiner Einlieferung in der Waldau, mag diese Verweigerung noch einen heroischen Zug gehabt haben. Da konnte er noch das Fehlen der «richtigen Freiheit»²² oder den «Mangel an Einsamkeit»²³ anführen, um seine schriftstellerische Abstinenz zu begründen. Mit der Zeit war es aber nur noch die Einsicht ins unabänderlich Gewordene. Walser war seines Schreibens nicht mehr mächtig. Dafür hatte er nun Zeit: «Zwischen Schriftstellern und Zeit haben ist ein Unterschied. Ich habe kein Bedürfnis zu schriftstellern, kanns recht gut machen ohne das», wird Walser 1948 zitiert.²⁴ Eine etwas krypt-

hundert Bäder abgeben zu können, mußte mit einem Quellenerguß von mindestens 100 Minutenlitern gerechnet werden, und zu diesem Zwecke mußte der Grundwasserspiegel auf ungefähr sechs Meter abgesenkt werden. Eine solche Anlage hatte mit einem Kostenaufwand von rund 60 000 Franken zu rechnen. (Es sind dies die Kosten, die heute für diese Anlage verwendet werden.) Aus verschiedenen Gründen wurde aber im Winter 1938/39 probeweise nur bis zu einer Absenkung des Grundwasserspiegels auf drei Meter geschritten. Der Erfolg rechtfertigte die Erwartungen: Seit der Erstellung dieser künstlichen Grundwasserablenkung lieferte die Mauritiusquelle fast konstant einen Ertrag von rund vierzig Minutenlitern bei einem Maximum des Mineralgehaltes des Wassers. Der gelungene Versuch ermutigte zu einem weiteren Ausbau der ganzen Anlage. Der Ausbruch des Weltkrieges hat aber dieses Vorhaben dann in den Hintergrund treten lassen.

Die Lage der Schweizer Heilbäder hat nun bekanntlich den Schweizerischen Bäderverband zu einer großzügigen Hilfsaktion veranlaßt, die auch bei den Bundesbehörden volle Unterstützung findet. Eine solche Sanierung kann aber für St. Moritz-Bad erst einsetzen, wenn die Quellfrage restlos gelöst ist. Deshalb sah sich die Gemeinde veranlaßt, trotz den Kriegenzeiten die Verbesserung der Verhältnisse bei der Mauritiusquelle sofort an die Hand zu nehmen. Vor einigen Wochen wurde mit den Arbeiten begonnen. Entsprechend den bisher gemachten Erfahrungen wird eine verstärkte Grundwasserablenkung über der Quelle vorgenommen. Die Folge davon wird sein, daß sich der Ertrag der Quelle auf 80 bis 100 Minutenliter steigern wird, was die Abgabe von 400 bis 500 Bädern im Tag erlauben wird. Nachdem die Arbeiten von 1939 gelungen sind, darf nach Ansicht von Fachleuten auch für die heutigen Arbeiten ein Erfolg erhofft werden. Die Hoffnungen gehen auf eine vollständige Trennung des Quellwassers vom Grundwasser. Sollte diese nicht möglich sein, so ist immerhin sicher, wie Gemeindegemeister Gottfried Griesshaber in einem Vortrage hierüber ausführte, daß mit Hilfe der Absenkung des Grundwasserspiegels der Quellertrag so gesteigert werden kann, daß er auch für künftige Rekord-Badezeiten genügen wird.

Nebelpoesie in der Ostschweiz

es Robert erwartete mich in St. Gallen auf dem Bahnhofsperron. Seine roten Hände waren kalt wie Eisklumpen. Er war bereits eine Stunde durch den dicken Nebel marschiert, ohne Überzieher, nur den aufgerollten Regenschirm am rechten Arm. Ich taute ihn mit einem heißen Frühstück auf. Dann bestiegen wir das Tram zur Endstation Heiligkreuz.



Während es durch unbekannte Häuserviertel fuhr, plauderten wir zigarettehendampfend mit dem Billettieur. Er erklärte uns heiter, auf welcher Route wir zum Bodensee gelangen könnten; wir sahen ihm aber an, daß er uns für ein bißchen verrückt hielt, in diesem Waschküchendampf der Natur stundenlang herumzuwandern. „Ich finde die Ostschweiz und die Leute, die hier wohnen, entzückend“, sagte Robert, als wir uns auf den Weg machten, an einer Kirche vorbei in den dämmerigen Wald. „Sie sind sauber, gemütlich und aufgeschlossen, ohne jeden spekulativen Hinterhalt. Sie brauchen kein großes Geschrei über die Heimat zu machen, weil sie ja selbst schon das warme Nest der Heimat sind.“

Im Wildpark St. Peter und Paul traten Gemen, Hirsche und Rehe gespensterhaft aus der grauen Einsamkeit, manchmal nur für eine kleine Serie von Sekunden, um gleich wieder hinter romantischen Felspartien, Blockhütten und feuchten Nebeltüchern zu verschwinden. Wir kamen auf eine Anhöhe, wählten irgendeinen Weg, da wir die Ratschläge des Billettieurs über unserm Gespräch längst vergessen hatten, und kamen schließlich wieder zu neuzeitlichen Häusern und Menschen, bei denen wir uns höflich nach der Richtung Arbon oder Bad Horn erkundigten. Unsere Frage stimmte sie zu unserem Erstaunen geradezu fröhlich, als ob wir ihnen einen guten Witz erzählt hätten. Da wir an diesem Tag die Sonne kaum mehr zu sehen hofften, traten wir mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ in die Wirtstube zur „Sonne“, bestellten einen

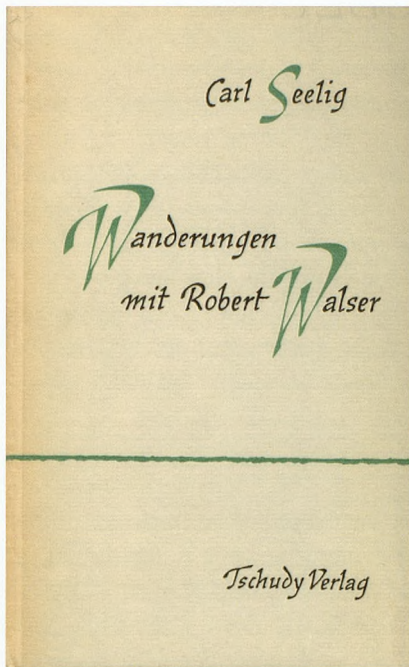
großen Schnaps und aßen mit Behagen eine heiße Käswähe. Sie war so delikat, daß uns die Trennung von den Mahlzeitencoupons leicht fiel. Die runderliche Serviertochter klärte uns nebenbei auf, daß wir beinahe wieder dort gelandet waren, wo die Endstation des Trams lag. Wir waren also richtig im Kreis herumgewandert. Uns schien das kein beklagenswertes Übel zu sein. Warum denn? Die Welt gefiel uns auch so. Dieser herrliche Nebel, der von den Hügeln und Bergen stürzte, sich an die kahlen Äste der Bäume hängte und die Bauerngehöfte in seinen weichen Dunst hüllte — war er nicht unser verschwiegener Freund? Malte er uns nicht bezaubernde Bilder vor? Schließlich fanden wir uns dem Gewirr der Straßen zurecht und zogen mit großen Schritten auf der breiten Rorschacherstraße los. Anderthalb Stunden begegnete uns beinahe kein Wagen, kein Mensch, kein Tier.



Robert sagte: „Man darf nur nie zu lange sein und sich vor ein paar hundert Schritten fürchten! Wer zeitig aus dem Faulensersitz aufsteht, sich auf die Glieder stellt und in das Herz der Natur tritt, kann das freizeitsbedürftige Herz gründlich ausfüllen lassen. Schon Sie, wie uns die fünf grünen Fenster jenes Hauses litzeln, als seien es Augen? Sind die weißen Häuser nicht wie das zarte, süße Kunstwerk eines geschickten Zuckerbäckers? Etwas Engelhaftes liegt jetzt über der Erde, und dafür muß man ihr dankbar sein. Ja, ich bin nur ein Mensch auf der Straße, in Wald und Feld, im Wirtshaus und in meinem armen Stübchen; in den Salons stünde ich da wie ein richtiger Erzstolp!“ Als wir an die Peripherie von Rorschach kamen und die Kinder aus den Schulhäusern kreischten, mit hungrigen Bäuchen und schlackigen Gliedern, sahen wir endlich ein Stück des Bodensees. Es gefiel uns in seiner großen Stille, und wir beschlossen, im nächsten Sommer darauf herumzugondeln. Am Hafen plauderten wir ein paar Minuten mit einem Zöllner. Wir fragten ihn, wie man gut essen könne? Er gab uns liebenswürdig Auskunft. Als wir zum ersten, mit einer Metzgerei verbundenen Wirtshaus kamen, das er empfohlen hatte, sahen wir, daß der Herd in der Küche kalt war. In einer Ecke der dunklen Stube saß niemand als die Wirtin und ein blondes Mädchen. Sie bückten sich über eine Schüssel Mais, tranken Kaffee und sagten: „Nein, hier könnt Ihr nichts essen! Probiert es irgendwoanders.“ Wir gingen also weiter, bezahnten uns die Konditorien und sauberen Verkaufsläden, studierten die ausgehängten Menüs und freuten uns am aristokratischen Barock des Städtchens. Robert konnte sich von seinen schönen Erkern, Türen und Fassaden fast nicht trennen. Dann tafelten wir schließlich herrlich und verschwanden für den Rest des Nachmittags in einer dunkeln Bierstube, um uns dem Genuß eines vertraulichen Gesprächs hinzugeben. Robert sagte: „Was braucht man Besonderes zu sehen? Man sieht so schon viel. Ich pfeife auf die sogenannten Sensationen. Mir ist die Stille des Alltags weit lieber.“

Die Entwicklung der Reisegeschwindigkeit

Max Kündert, dem Verfasser der Berner Dissertation „Die Entwicklung der Reisegeschwindigkeit bei den schweizerischen Eisenbahnen“ („Eine volkswirtschaftliche Studie über den Schnellverkehr und die damit zusammenhängenden Probleme, mit Berücksichtigung der Faktoren Regelmäßigkeit und Billigkeit“) wurde, wie er schreibt, die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, in welchem Maße die Reisegeschwindigkeit der Eisenbahnen im Laufe der Jahre sich entwickelt hat; ob und inwieweit die elektrische Zugführung und der besonders seit 1930 einsetzende Wettbewerbverkehr auf die Schnelligkeit der Züge einwirkte. In der Einleitung werden die der Arbeit zugrunde liegenden Begriffe erläutert: Die Fragen der Geschwindigkeit, die Eisenbahn als „volkswirtschaftliche Unternehmung“, der Zusammenhang zwischen „volkswirtschaftlich“ und dem Geschwindigkeitsproblem werden kurz, aber hinreichend gestreift. Der erste Teil („Historisch-zahlenmäßige Darstellung“) gibt eine Übersicht über die Entwicklung der Reisegeschwindigkeit bei den schweizerischen Eisenbahnen. Sehr eingehend geht der Verfasser auf die



tische Aussage! Dürfen wir ihr den Hinweis entnehmen, dass Walser früher Schriftstellerei betrieb, um sich Zeit nehmen und Zeit haben zu können? Und dass er erkannte, dass dieser Vorwand nun nicht mehr nötig war? Also doch eine Art von Erfüllung?

Wanderungen mit Carl Seelig

Aus der Monotonie der Herisauer Jahre ragt eigentlich nur ein Ereignis heraus: die Bekanntschaft mit Carl Seelig. In einer Zeit, in der sich Walser jedem menschlichen Kontakt verschloss, konnte in dieser Beziehung etwas wachsen, das in der Darstellung Seeligs («Wanderungen mit Robert Walser»²⁵, eine andere Sicht kennen wir nicht) wie ein letztes Nachblühen Walsers anmutet. Die Klarheit und Akkurate des seines Denkens und sein meist offenes Wesen in den «Wanderungen» kontrastieren stark mit der in den Klinikberichten geschilderten weggetretenen Persönlichkeit.

Zwei sich ergänzende Erklärungen sind möglich: Zum einen ist Seeligs Darstellung von Walser wahrscheinlich geschönt und überhöht – nicht zur bewussten Täuschung, sondern aus empathischem Überschwang. Darauf weisen auch Bemerkungen in der Krankengeschichte hin, wo Seelig von der Ärzteschaft eine unkritische Haltung gegenüber Walser vorgeworfen wird.²⁶ Zum anderen kann gerade diese über Jahre

«Nebelpoesie in der Ostschweiz»: Unter dem Kürzel «cs.» berichtete Carl Seelig in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 26. Februar 1943 erstmals über eine Wanderung mit Robert Walser – von Herisau nach Rorschach am 28. Januar 1943.

Buchumschlag der Erstausgabe der «Wanderungen mit Robert Walser» von Carl Seelig, erschienen im Tschudy-Verlag St. Gallen 1957.

Die Stimmen:
«Wenn er einen
bescheidenen
Gedanken habe,
kommen sie
sofort geringschät-
zend und nennen
ihn «Stündelipigger».
Sie wollen immer,
dass er hervor-
ragend sei.» Blatt aus
Walsers Krankenge-
schichte, 1938/39.

bewiesene Empathie für Walser zum Schlüssel geworden sein, noch einmal aus seiner Agonie herauszutreten. Aus der neueren Psychosentherapie sind solche positiven Übertragungsphänomene durchaus bekannt. Unstatthaft vereinfacht gesagt: Der Glaube versetzt auch hier Berge. Seeligs Vertrauensvorschuss in Walser ermöglicht es diesem, selber wieder an sich zu glauben. In der «Kommunikation der beiden Unbewussten» kann er aus einer Ganzheit schöpfen, die es nur in dieser zeitlich begrenzten, innigen Verbindung mit dem Alter Ego gibt.

Wie dem auch sei: Walsers psychische Integrität war in der ganzen Zeit seines Herisauer Aufenthalts nie so gut wie auf den Spaziergängen mit dem Seelenverwandten Carl Seelig. Das bleibt ein kleines Wunder.

Die «Stimmen»

Ein Wort zuletzt noch zu Robert Walsers «Stimmen». Ihnen gilt in der Krankengeschichte eine fokussierte, ja inquisitorische Aufmerksamkeit. Schon im Eintrittsbericht der Klinik Waldau vom 25. Januar 1929, bei Walsers Erstaufnahme, wird vielsagend festgehalten: «Gibt schliesslich zu, in der letzten Zeit Stimmen zu hören.»²⁷ In dieser Wendung steckt ein spürbares Aufatmen. Endlich ein Geständnis; akustische Halluzinationen. Die Diagnose «Schizophrenie» scheint damit gesichert. Sie wird in der Krankengeschichte bis zu Walsers Tod kein einziges Mal mehr diskutiert und nie in Frage gestellt.

Hingegen werden regelmässig seine «Stimmen» evaluiert. Walser, dem sonst kaum ein Wort zu entlocken war, gab darüber meist bereitwillig Auskunft. Bei diesem Thema herrschte so etwas wie eine heimliche Übereinstimmung zwischen ihm und den Ärzten, eine Art Komplizenschaft. Er, Walser, stösst mit seinen «Stimmen», seinem grossen Martyrium, auf ein offenes, verständiges, ja interessiertes Ohr. Mit wem sonst konnte man sich darüber unterhalten? Für die Ärzte waren seine Stimmen offenbar genau so wirklich wie für ihn, sonst hätten sie ihn nicht andauernd darauf angesprochen und sich so auffällig dafür interessiert. Das löste zweifellos seine Zunge.

Walser wurde nach eigenen Aussagen von seinen Stimmen «andauernd und beständig» geplagt, Tag und Nacht.²⁸ Sie schwiegen nur, wenn er selber redete (was selten vorkam) oder wenn er schrieb (was nach übereinstimmenden Wahrnehmungen in Herisau eigentlich nicht mehr vorkam). Walser unterschied vorerst drei Personen, darunter eine weibliche, die zu ihm sprachen, ihm Anweisungen erteilten und ihn verhöhnten. Oft soll auch ein Stimmengewirr geherrscht haben. Später, nach dem Tod seiner Schwester Lisa, waren es nur noch die beiden männlichen Stimmen. «Sie befehlen mir, auf Erfolg zu sinnen, und

Jahr	Monat	Tag	Abteilung	
			Tag	Nacht
1938	Dez.	16.	Rapporte: Pat. sehr geplagt mit seinen Stimmen, so dass er längere Zeit laut redet; sonst fleissig und zufrieden.	
1939	Jan.	10.	Pat. ist im Grossen und Ganzen ruhig, unterhält sich noch immer leise mit seinen Stimmen. Hat mit seinen Nebenpatienten immer noch keinen Kontakt. Beschäftigt sich mit Wollenzupfen, in der Freizeit liest er gern. Geht im etwas über den Weg, kann er recht grob und anstössig werden. Körperlich gut.	
			<p>Bezüglich Stimmen gibt er an, er habe sie beständig, manchmal seien sie störend, meistens drohend. Sie beziehen sich auf alles mögliche, was irgend wie um ihn herum geht. Das so ungefähr 10 Jahre, seitdem er in Bern gewesen. - Laut? - Je nachdem. Verschieden. Manchmal kann man sich ganz gut verständigen, manchmal können sie plötzlich in schlechte Laune kommen. Beim Lesen geht's noch am besten, manchmal nehmen sie Anstoss daran und tun mich dann stören. - Wie viele Stimmen? - Gewöhnlich 1 - 2, männlich. - Ob es ihn deprimiere? - Könnte ich nicht sagen. Hie und da sehr störend, sonst nicht. Sehr launisch kommandierisch, herrisch. Sie schimpfen mit ihm, ganz aufs Gerate wohl, ohne sich lange um einen Grund zu bekümmern. - Ob er sich nicht freimachen könnte? - Denkbar, vorübergehend. Sie befahlen mir, auf Erfolg zu sinnen, und wenn ich irgend wie nicht ihrer Meinung bin, fangen sie an zu fluchen und zu schimpfen. Die Stimmen wissen alles und sind sehr übermütig. Sie wissen auch was daheim gegangen ist. Sie sind ganz fremd, sie sind plötzlich da und mischen sich in alles hinein. Sie beherrschen ihn. Schauen ihn an, drücken, zu deprimieren, stören ihn in Nachdenk. Neigen zur Brutalität und Rücksichtslosigkeit. Er könne sich nicht konzentrieren. Alles interessiert sie, auch das Kleinste. Ob er sich unglücklich fühle? - Er müsse manchmal kämpfen mit sich und Geduld haben mit den Stimmen. Sie verlangen in einem Moment das Ungeheuerlichste, was Menschen nicht leisten können. Es hagelt und wimmelt von Bemerkungen, und sie wollen nicht, dass er lustig sei. Sie wollen immer aus ihm etwas herauspressen, verlangen sehr viel, wollen ihn nicht freilassen. Zuerst seien sie in der Waldau Bern gekommen, zart und fein, dann seien sie immer frecher geworden. Wenn er mit jemandem rede, schweigen sie vollständig. Wenn er anfangen zu schreiben, schweigen sie auch, aber nachher fangen sie an böse zu tun, wenn ihrer Meinung nicht recht sei, was er geschrieben. In der Waldau habe er täglich Billard gespielt, da haben sie ihn immer genekt. Sie verlangen alles Unmögliche, schöne Eigenschaften, was nach aussen imponiere. Sie seien durchaus weltlich gesinnt. Wenn er einen bescheidenen Gedanken habe, kommen sie sofort geringschätzend und nennen ihn "Stündelipigger". Sie wollen immer, dass er hervorragend sei. Alles tiefere Denken ist ihm etwas Dummes. Nach soll sich immer geltend machen, Hans oben im Kopf sein, an erster Stelle, sonst ist man ein dummer Chaib. Die Stimmen sind materialistisch, auf eigenem ganz brutalen Standpunkt. Andere bodigen und sich als Sieger aufstellen. Sie sind sehr widersprechend. Auf der einen Seite wollen sie, dass ich eine beherrschende Stellung inne habe, auf der anderen Seite soll ich armen Teufeln helfen und Gutes tun. Was man nicht gut vereinigen könne. Entweder schaut man für sich oder für andere. - Ob er keine Lust habe zum Schreiben. Nein, es geht nicht, kann mich nicht konzentrieren. - Pat. gibt bereitwillig Auskunft über seine Stimmen und hat anscheinend das Bedürfnis, mit jemandem darüber zu sprechen. Mit den anderen Pat. kaum Kontakt.</p>	
	V.	22.	<p>Bezüglich seiner Stimmen gibt Pat. zu, es habe nichts geändert. Diese Stimmen seien Tag und Nacht da, lassen ihn nie in Ruhe. Alle möglichen Stimmen, drohend, fluchend, dann wieder ruhiger. Sie reden über ihn, zu ihm, er gebe ihnen in Gedanken Antwort. Er sei immer mit ihnen beschäftigt. - Pat. weigert sich, irgend welche bestimmten Worte zu aussprechen, es seien zum Teil ganz wüste Worte, man würde sich lächerlich machen, sie zu sagen. Und es habe gar keinen Wert. Draussen</p>	

wenn ich irgendwie nicht ihrer Meinung bin, fangen sie an zu fluchen und zu schimpfen. Die Stimmen wissen alles und sind sehr übermütig. Sie wissen auch, was daheim gegangen ist», wird Walser in der Krankengeschichte zitiert (Jahresvisite 1938).²⁹ Die «Stimmen» wollen, dass er «hervorragend» sei, dass er eine «beherrschende Stellung» einnehme, gleichzeitig solle er auch «Gutes tun». Beides gehe aber nicht: «Entweder schaut man für sich oder für andere.»³⁰ Walser schaute nur noch für sich.

Die psychiatrische Erklärung der «Stimmen» – dass es sich dabei um verdrängte und abgespaltene, nach aussen projizierte eigene Gedanken handle – wurde von Walser nie anerkannt. Er bestand darauf, dass sie etwas Autonomes und «Fremdes»³¹ seien. Ursprünglich hatte er sie gar für eine «Ohrenkrankheit» gehalten.³² Spätere Aussagen darüber, wie er sich selber dieses psychische Geschehen erklärte, sind nicht überliefert. Wahrscheinlich ist, dass er gar keine Erklärungen suchte, denn aus der Sicht des an «Stimmen» Leidenden sind sie ganz einfach da und real. Das ist ja die Crux! Eine rationale Erklärung des Phänomens hätte jene Distanz vorausgesetzt, die ja gerade nicht gegeben war. Die «Stimmen» haben bei Walser also eindeutig Krankheitswert – eine Ansicht übrigens, der er bedenkenlos zustimmte, die er selber vertrat.

Aufschlussreich ist es schon, wie sehr die «Stimmen» Walsers alte, ihn lebenslang beschäftigenden inneren Widersprüche zum Ausdruck bringen: die Frage von Leistung und Leistungsverweigerung vor allem (der Flaneur mit dem schlechten Gewissen); das sehr zwiespältige Verhältnis zum Erfolg (das zu so etwas wie «Erfolgsverweigerung» führte); die abgründigen Zweifel an sich selber und an der Bedeutung des schriftstellerischen Werks; die sehr beeinträchtigte Beziehungsfähigkeit... Walsers Krankheit hatte sich ja schon vor dem Klinikeintritt nicht nur angedeutet, sondern bereits konkret manifestiert. Seine Depressionen, Selbstzweifel, Selbstverzweiflungen hinderten ihn schon vorher am freien Sein und Schreiben. Er kreiste so sehr nur noch um sich selbst, dass ihm Texte von Verlegern wegen Mangels an Allgemeinverständlichkeit wieder zurückgeschickt wurden. Und war er nicht überhaupt schon immer, auch zu seinen besten Zeiten, ein Mensch voller Zweifel und Skrupel, der sich andauernd mit der Rechtfertigung des Lebens befasste, das er führte? Ein Scheuer und trotz aller Verweigerung Überangepasster, der sich in einer ihm feindlich scheinenden Welt nur mit vielen Verbeugungen behaupten konnte? Sein Einzelgängertum war schon früher notorisch, es hatte sich schon vor der Klinikzeit zugespitzt und mündete mit zunehmender Vereinsamung zuletzt in den «ausgesprochenen Autismus»³³, der ihm in den Klinikberichten verschiedentlich zugeschrieben wird.

Prekäres Gleichgewicht

Krankengeschichten sind immer parteiisch. Man kann von ihnen nicht erwarten, dass sie die subjektiven Weltentwürfe der Patienten vermitteln. In ihrem Bemühen um eine noch so fragliche Objektivität haben sie aber dennoch dokumentarischen Wert und Wirklichkeitsgehalt. Jenseits aller psychiatrischen Deutungen vermitteln die Berichte kühl beschreibend ein trauriges Bild von Walsers Leben in der Klinik: Es war trostlos, isoliert und zwanghaft verengt. Und es deutet eigentlich wenig darauf hin, dass es von innerem Reichtum geprägt gewesen wäre, wie wir alle es gerne sähen. In diesem Leben noch einen bewussten Lebensentwurf eines «Verweigerers» oder «Verschwinders» sehen zu wollen, wäre reine Projektion. Walser war existenziell abhängig von der «Mutter Psychiatrie», er hätte ohne sie – oder einen Ersatz für sie – nicht überleben können. Er hat das irgendwie gewusst. Nur so lässt sich die Widerstandslosigkeit, ja Bereitwilligkeit erklären, mit der er sich seinem Schicksal fügte und sich in dieser Ersatzwelt einrichtete.

Trotz aller symbiotischen Vorteile, die Robert Walser für sein stilles Leben aus dem Klinikalltag zog, trifft Elias Canettis romantischer Gedanke von der Klinik als «Kloster der Moderne» auf ihn nicht zu. Er erkennt Walsers unzweifelhaftes Kranksein. Walser war es nicht vergönnt, im Sinne klösterlicher Versenkung an der Vervollkommnung seines Selbst zu arbeiten. Er war zu sehr damit beschäftigt, sein prekäres Gleichgewicht auf einem elementaren Niveau aufrechtzuerhalten.



Geschrieben, aber nicht gedruckt

«Vielleicht, wenn ich zwei, drei Jahre ausserhalb der Anstalt in der Freiheit leben würde, käme der grosse Durchbruch.»

Barbara Auer

Wie, wenn Robert Walser während seines Aufenthalts in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau (1933–1956) weitergeschrieben, Prosastückli in Winzigschrift verfasst hätte? Bernhard Echte (geb. 1958), Walser-Forscher, Mitentzifferer der Mikrogramme und 25 Jahre lang Leiter des Robert-Walser-Archivs, hat viele der verstreut in den Feuilletons von Tageszeitungen erschienenen Texte Walsers aufgespürt. Es war kein einziger aus der Herisauer Zeit dabei. Es heisst, Robert Walser sei in Herisau ein angepasster und unauffälliger Patient gewesen. Er habe sich dem Beschäftigungsprogramm auf der Abteilung unterzogen, Kreuzworträtsel gelöst, und er habe gelesen, was er in der Patientenbibliothek gefunden habe. Als ruhiger Patient, der vom schriftstellernden Klinikdirektor Otto Hinrichsen umschmeichelt wurde, durfte Robert Walser die Anstalt zu Spaziergängen verlassen. Das tat er nahezu täglich.

Robert Walser auf einer Wanderung Ende der 1930er-Jahre, fotografiert von Carl Seelig.

Und schrieb keine Zeile mehr?

Im Anschluss an die Sonderausstellung «Robert Walser. Die Herisauer Jahre 1933–1956», eingerichtet von Dr. Peter Witschi im Museum Herisau im Sommer 2001, meldeten sich Zeitgenossen, die Robert Walser in Herisau gesehen und erlebt hatten.

Otto Knellwolf (1917–2013),¹ Postbeamter, kam 1942 nach Herisau und arbeitete bis 1952 abwechselnd am Schalter in der Post im Dorf und in der Post am Bahnhof. Vor allem während der Wintermonate sei ein grosser, dunkel gekleideter Mann in den Schalterraum der Post im Dorf gekommen und habe sich manchmal ein bis zwei Stunden lang dort aufgehalten. Er habe an einem der beiden Pulte gestanden und geschrieben. Ab und zu habe er eine Marke gekauft und einen Brief aufgegeben.

Er habe sich ruhig verhalten, er sei eben gestanden und habe geschrieben. Weil er oft kam und oft lange blieb, sei er aufgefallen. Auf



Haus 1 für ruhige Männer der Appenzell Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, unmittelbar nach der Fertigstellung 1908. Hier war Robert Walser untergebracht.

den Pulten in der Schalterhalle gab es Tinte, einen Federhalter und ein Kästchen mit Einzahlungsscheinen. Der Herr habe manchmal die Rückseite von Einzahlungsscheinen beschrieben. Einmal habe man den Papierkorb geleert und sich angeschaut, was der «Stammkunde» hineingeworfen habe. Zusammengeknüllte weisse Papierfetzen, auf denen etwas gekritzelt gewesen sei, unleserlich.

Ein Briefträger habe gewusst, dass es ein Patient sei aus der Heil- und Pflegeanstalt. Erst viel später, 1962, als der Walser-Brunnen im Dorf gebaut worden sei, habe man erfahren, dass der Besucher ein Dichter gewesen ist.

Josef Wehrle (geb. 1925)², Psychiatriepfleger, machte seine Lehre zwischen Juli 1948 und Dezember 1950 in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. Während 15 Monaten arbeitete er auf der Station, auf der Robert Walser schon seit 1933 Patient war. Robert Walser sei ein so genannt pflegeleichter Patient gewesen, der gerne seine Ruhe gehabt habe. Er habe sich am Beschäftigungsprogramm auf der Ab-



teilung beteiligt. Zum einen habe man Tüten geklebt, Samen-Säckli, oder Papier verlesen. Von Schokoladenverpackungen sei das Seiden- vom Silberpapier getrennt worden. Das Silberpapier wurde wieder- verwertet, das Seidenpapier in der Klinik zum Heizen verwendet. Beim Papierverlesen habe Walser Stücke des weissen Seidenpapiers für sich auf die Seite gelegt und sich nach dem Essen Zigaretten da- mit gedreht.

Er habe sich solche Papierstückli auch in die Westentasche gesteckt. Er habe oft am Fenster gestanden, mit dem Rücken zum Raum, und ha- be auf Zettelchen geschrieben. Sei jemand in die Nähe gekommen, wenn er am Fenster stand, habe er recht laut sagen können: «Gönd Sie weg!» Die Pfleger hätten gescherzt, man müsse aufpassen, was man sa- ge, Herr Walser schreibe alles auf und gebe es dem Direktor.

Nach den Mahlzeiten habe Herr Walser die Esstische geputzt. Aus- serhalb der Abteilung habe er nicht arbeiten gehen wollen. Er bat Mit- patienten, ihm Glaspapier aus der Holzwerkstatt mitzubringen. Mit

Tagraum im Haus 1
für ruhige Männer,
1908.

Grüßu, Post = 8
Hagenfeld, 18.12.37

Lieber Herr Seelig.

Ihre freundlichen Mittheilung verdankend, habe ich Ihnen auch die mir übersandten Romanen, die mich interessiren, umgehend zurückgeschickt. Wollen Sie nicht dem Jüngsten Liebesvergnügen fröhnen können? Es ist da Gottfried Keller's "William Rösli" und "Christophel" & "Hans". Ihre geliche Dankeschreiben beileibe, nehm ich von Ihnen an, dass ein Aisch nicht immer Rose sein muss. Mit herzlichem Gruß bin ich Ihr
Robert Walser

ROBERT WALSER
Große Kleine Welt



EUGEN RENTSCH VERLAG

dem Glaspapier habe er seine Bleistifte gespitzt. Messer oder Scheren habe es auf der Abteilung nicht gegeben. Herr Walser habe seine Bleistifte in drei Teile zerbrochen. Die kurzen Stifte hatten in der Westentasche Platz.

Jeder Patient habe ein kleines, abschliessbares «Chäschtli» gehabt und einen Schlüssel dazu. Das von Herrn Walser sei vollgestopft gewesen mit Zetteln und Papieren. Nach dem Tod eines Patienten sei sein Kästchen für den nächsten freigeräumt worden.

Margrit Meier, von 1946 bis 1965 Psychiatrieschwester in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, erinnerte sich in einem Interview, das sie 2001 dem Schweizer Radio DRS 2 gab,³ ebenfalls daran, dass Herr Walser oft am Fenster gestanden sei und «viel geschrieben» habe. Gelesen habe sie aber nie etwas, Walser habe immer alles «verschoppet».

Es gibt also offenbar keinen Beleg für Robert Walsers fortgesetztes Schreiben in Form eines gedruckten Textes aus der Herisauer Zeit.

Distanzierung vom Literaturbetrieb

Auf einer Wanderung am 26. Juli 1936 mit seinem Vormund Carl Seelig distanzierte sich Robert Walser vom «literarischen Cliquesbetrieb». Der «Göttischmus, wie er vielerorts gang und gäbe» sei, ekle ihn einfach an. Er wolle sich nicht zum «Schuhputzer» degradieren lassen, und er meinte: «Wenn man gegen die Sechzig gehe, müsse man sich auf ein anderes Dasein besinnen können.»⁴

Als ihn Carl Seelig ein knappes halbes Jahr später auf der Wanderung am 4. Januar 1937 fragte, ob ihm «das Milieu der Anstalt und seine Insassen einmal einen originellen Romanstoff»⁵ liefern könnten, verneinte Walser: «Ich glaube kaum. Jedenfalls wäre ich unfähig, ihn auszubauen, solange ich selbst darin sitze.» Und er hielt für möglich: «Vielleicht, wenn ich zwei, drei Jahre ausserhalb der Anstalt in der Freiheit leben würde, käme der grosse Durchbruch.» Und Robert Walser rechnete, von Carl Seelig dazu aufgefordert, er würde für ein solches Leben in Freiheit «schätzungsweise 1800 Franken jährlich» brauchen.

Carl Seelig war ein vermögender Mann und betätigte sich gerne als Mäzen, er hätte die genannte Summe leicht aufgebracht und fraglos zur Verfügung gestellt. Aber Robert Walser ist auf Carl Seeligs Angebot nicht eingegangen. Robert Walser will ausdrücklich nichts mehr zu tun haben mit dem Literaturbetrieb, der ihm affig vorkommt, und eine Existenz als freier Dichter traut er sich nicht mehr zu.

Dennoch hat die These, Robert Walser habe das Schreiben, das ihm existenzielles Medium liebenden Weltbezugs gewesen ist und als Tätigkeit wohl unverzichtbar war, auch als Patient in der Klinik in Herisau nicht aufgegeben, einiges für sich.

«[...] Sollte ich nicht den Zürcher Literaturpreis heraus-schiessen können? So à la Gottfried Keller's Schützenkönig im «Fähnlein»? [...]» Brief von Robert Walser an Carl Seelig, Herisau 15. Dezember 1937. Walser reagierte auf begeisterte Rezensionen auf das von Seelig im gleichen Jahr im Eugen Rentsch Verlag herausgegebene Buch «Grosse kleine Welt» mit teils noch nie veröffentlichten Walser-Texten.



Robert Walser in der Arbeitstherapie

«Herr Walser hilft stets fleissig in der Hausindustrie. Falzt zusammen mit Herrn Solenthaler Papiersäcke.»

Livia Knüsel

«Studer [...] unterbrach sein Pfeifen. Denn ein sonderbares Gefährt fuhr vorbei. Ein Zweiräderkarren, eine Benne, und zwischen den Stangen tanzte ein Mann. Am anderen Ende der Benne aber war eine lange Kette befestigt, mit vier Querhölzern. Jedes dieser Querhölzer wurde von zwei Mannen gehalten, so dass also acht Mann an der Kette die zweirädrige Benne zogen. Neben dem sonderbaren Gefährt schritt ein Mann in blauem Überkleid. Er grüsste lächelnd und rief: «Ahalten! Ahalten han i gseit!» [...] Studer fragte mit einer Stimme, die vor Verwunderung ganz heiser war: «Was isch denn das?» «Der Randlinger Blitzzug!» lachte der Mann.»¹

Die Beschreibung des kuriosen Ereignisses stammt aus Friedrich Glausers Roman «Matto regiert», dessen Hauptfigur Wachtmeister Studer in der Pflege- und Heilanstalt Randlingen ermittelt. Als er dem «Blitzzug» begegnet, ist er sichtlich konsterniert, zumal der «Mann im blauen Überkleid» ihn darüber in Kenntnis setzt, dass die Patienten, vor allem die «ganz Verblödeten», auf diese Weise «viel ruhiger» seien.

Was Wachtmeister Studer im Roman zu ungläubigem Kopfschütteln veranlasst, ist keine literarische Erfindung, sondern wurde in den bernischen Anstalten wirklich praktiziert, wie beispielsweise eine wissenschaftliche Abhandlung von Jakob Klaesi (1883–1980), ehemaliger Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Waldau, bezeugt.² Es handelt sich hierbei um den grotesken Auswuchs eines in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr modernen und weit verbreiteten Therapiekonzeptes, das unter dem Begriff «Arbeitstherapie» oder «Beschäftigungstherapie»³ Eingang in die psychiatrische Fachliteratur fand.

Robert Walser auf einer Wanderung von Herisau nach Wil (SG) am 23. April 1939, fotografiert von Carl Seelig.

Hr. Walser Robert

3561

1950.

24. II 51.

Pod hilft täglich in der Hausindustrie flüssig mit u. verrichtet die Arbeit ersucht. Pod. mischt beim Aufräumen den Boden u. wenn man zu ihm sagt das könnte auch ein jüngerer machen so sagt Herr Walser: mir, mir das mach ich sch; dass alle ist es mit dem Tisch abwischen. In der Freizeit liest der Pod. die meist Zeit aus einem Buch vol. Zeitung. Kost auch mit Vorliebe Streu. Wortwörter auf. Pod. ist allen gegenüber höflich u. anständig.

sign. Heller.

Herr Walser hilft stets flüssig bei der Hausindustrie. Folgt zusammen mit Herrn Solentholer Pappiersche. Besucht täglich die Reinigung der Tische u. des Bodens. In der Freizeit ist Pod. für sich allein, spricht mit niemanden. Sitzt hinter einem Buch u. löst viel Streuwortwörter auf.

sign. Morly.

Herr Walser ging heute morgen schon früh fort, um seinen Besuch in Gossau zu empfangen.

sign. Basser.

Herr Walser ist stets flüssig u. hilft bereit. Arbeitet häufig bei der Hausindustrie mit. Auch verrichtet der Streubke täglich die ihm aufgegebenen Reinigungsarbeit. Was der Streubke verrichtet, ist recht u. sauber gemacht. Oft lässt er kurze Worte jedoch unverständlich von sich hören. Seine Freizeit verbringt er mit Rauchen u. Streuwortwörter lösen.

Geht jeden Sonntag gerne in den Ausgang von den er immer rechtzeitig u. gut gekleidet zurückkommt. Herr Walser hat gar keinen Wortzähl mit seiner Umgebung ist gerne für sich. Die Wohnungsaufnahme ist genügend.

sign. Büttiker.

Herr Walser Robert hilft immer flüssig bei der Hausindustrie. Folgt Sche zusammen mit Herrn Solentholer. In seiner Freizeit, steht er hinter einem Buch oder löst Streuwortwörter ab.

sign. D. Hiltbröndel.

6. Juli

13.00 - 0.1000

7. Okt.

1952

14. Jan.

4. 7. 52.

Otto Hinrichsen beruft sich auf Simons Konzept der Arbeitstherapie
Auch Robert Walsers Klinikalltag in Herisau stand ganz im Zeichen der «Beschäftigungstherapie».

Berichte des
Pflegepersonals
über Robert
Walser, 1951/52.

Robert Walsers «Arbeitstherapie»

- | | |
|--------------------|---|
| 21. Juli 1933: | Robert Walser ist «ruhig, stumpf, kümmert sich in keiner Weise um die Umgebung, verliert Zettel». |
| 20. Dezember 1934: | ist «einsilbig interesselos beim Papierverlesen» beschäftigt. |
| 6. Juni 1935: | war «kürzlich auch mit andern in den Keller hinunter beordert worden um Schnüre der eidg. Postverwaltung zu sortieren». |
| 17. April 1938: | «[...] zupft fleissig Wolle [...]». |
| 28. Mai 1942: | «[...] lässt sich auch zum Erbsenverlesen oder sonstige Beschäftigungstherapie etwas anhalten». |
| 26. April 1943: | «Pat. bringt jeden Morgen die Stube in Ordnung [...]». |
| 14. Januar 1952: | «Arbeitet kräftig bei der Hausindustrie mit. Auch verrichtet der Kranke täglich die ihm aufgegebenen Reinigungsarbeit. Was der Kranke verrichtet, ist recht u. sauber gemacht.» |
| 8. August 1955: | «Pat. leimt jeden Tag Schirmhüllen, das ist eine sehr schwierige Arbeit, trotzdem bringt er riesen Mengen auf die Seite.» |
| 25. Dezember 1956: | «Pat. besorgte wie immer die Obliegenheiten, die er auf sich genommen hatte und wich nicht im geringsten davon ab. Morgens machte er die Hausgeschäfte, d.h. er wischte den Boden des Tagraums, nachher faltete und klebte er fleissig Papiersäcke.» ⁴ |
-

Die obige stereotype Aufzählung könnte noch um etliche gleich- oder ähnlichlautende Beispiele aus Walsers Krankenakte ergänzt werden. Zwar erreicht keine der beschriebenen Tätigkeiten die Absurdität eines «Blitzzuges», aber sie alle erscheinen zweifelsohne vergleichbar trostlos. Wenn wir uns zudem noch Walsers schriftstellerisches Potenzial und seine hochgradige Intellektualität vor Augen führen, so berührt die Vorstellung äusserst unangenehm, dass er während seines 23jährigen Aufenthaltes in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau Tag für Tag solche Arbeit verrichtet hat.

Dies alles ist umso erstaunlicher, als «Arbeitstherapie», wie der Begriff schon andeutet, den psychisch kranken Menschen eigentlich mittels individuell abgestimmter Beschäftigung wieder auf ein Leben ausserhalb der Klinik vorbereiten sollte. Mag die Logik dieses Konzeptes auf den ersten Blick banal erscheinen, so widerspiegelt sie doch eine massgebliche Weiterentwicklung im Vergleich zu den früheren Vorstellungen der «Geisteskrankenfürsorge», die sich in erster Linie auf die «unsozialeren Elemente» unter den «Kranken» erstreckte und sich dabei vorwiegend auf sichere Verwahrung derselben zum Schutz der Aussenwelt konzentrierte.

Der Begründer der modernen «Arbeits»- beziehungsweise «Beschäftigungstherapie» war Hermann Simon (1867–1947), der von 1914 bis 1933 als Direktor der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Gütersloh vorstand. In einer ausführlichen Abhandlung mit dem Titel «Aktivere Krankenbehandlung in der Irrenanstalt» aus dem Jahr 1929 vermittelte er seine Erfahrungen als Psychiater.⁵ Seiner Meinung nach war jede Therapie aktiv, da ihr immer irgendein «Handeln» zugrunde liegt. Der Komparativ «aktivere» sollte lediglich ausdrücken, dass man herkömmliche Behandlungsformen mit neuen Ansätzen kombinierte,⁶ unter denen – neben anderen Aspekten wie beispielsweise «Milieuthherapie»⁷ – «Beschäftigungstherapie» einen wichtigen Stellenwert hatte. Bei dieser neuen Therapieform sollte sich der Fokus auf die noch vorhandenen gesunden Kräfte der Patienten richten. Ein Leitgedanke Simons besagt, dass das Grundleiden eines jeden «Kranken» ein organisches sei, gegen das man therapeutisch bisher kaum anzugehen wisse. Deshalb müsse man die ganze Konzentration darauf verwenden, die psychischen Krankheitserscheinungen, die durch die organischen Schädigungen hervorgerufen würden, so gut wie möglich einzudämmen.⁸ Am besten sei dies mittels Beschäftigung zu erreichen, denn «die Wurzel allen Übels [...] liegt in der Untätigkeit. Müssiggang ist nicht nur aller Laster [...], sondern auch der Verblödung Anfang. Leben ist Tätigkeit!» – so sein Resümee.⁹

In die gleiche Richtung argumentierte Otto Hinrichsen (1870–1941), der von 1923 bis 1941 Direktor der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau war und somit acht Jahre lang auch Walser zu seinen Patienten zählte. Er rühmte sich, die «neuerlichen Bewegungen in der Psychiatrie» zu berücksichtigen. Die Herisauer Anstalt habe bei der «aktiveren Therapie» nach Simon «mitzukommen gesucht». Allerdings schien er im Unterschied zu Simon eine psychische Krankheit nicht zwingend auf ein organisches Leiden zurückzuführen, sondern auch Faktoren wie beispielsweise «Verlust des sozialen Zusammenhangs» als Ursache in Betracht zu ziehen.¹⁰ Nichtsdestotrotz erfüllte Simon für Hinrichsen eine



Das Herisauer
Klinikpersonal mit
Direktor Otto
Hinrichsen (hinten
Mitte), um 1940.

Vorbildfunktion, wie folgender Auszug aus seiner Jubiläumsschrift zeigt: «Simon brach vor allem mit dem Dogma, den Geisteskranken als in jeder Art für sein Benehmen und seine Handlungsweise unverantwortlich anzusehen, die Hände in den Schoss zu legen und zu glauben, wenn jemand geisteskrank sei, müsse er sich in jeder Art ungeordnet, ungesittet und lästig oder sogar gefährlich aufführen. Er zeigte, dass sich auch Geisteskranke noch erziehen, noch umgewöhnen lassen über dasjenige hinaus, was man bis dahin im allgemeinen für möglich gehalten hatte.»¹¹ Hinrichsen und Simon plädierten also für die Eigenverantwortlichkeit des Patienten und glaubten an dessen psychische Entwicklungsfähigkeit im Sinne eines «Erziehungs-Konzeptes».

Die Arbeitstherapie in Walsers Anstaltsalltag

Was Robert Walser betrifft, so lassen seine Krankenakten und die dazugehörige Korrespondenz den Schluss zu, dass er sich die meiste Zeit zwar sehr introvertiert, jedoch stets unauffällig und kooperativ verhalten hat. Fast unermüdlich wird darauf hingewiesen, wie fleissig und ordentlich er die ihm auferlegten Arbeiten ausführte und wie er darauf bestand, dass man ihm nicht helfe oder dreinrede. In der Freizeit beschäftigte er sich mit «Lesen u. Rätsellösen» oder unternahm «sonntags einen Spaziergang» und kehrte «pünktlich wieder

zurück».¹² Das Kriterium «Eigenverantwortlichkeit» schien er somit in jeder Beziehung erfüllt zu haben. Ging es darum, Patienten mit «starker elementarer Erregung und Ruhelosigkeit», «geistiger Unklarheit, Verwirrtheit» sowie mangelnder Regsamkeit und ganz besonders «Katatonem Negativismus»¹³ wieder «den Willen und die Kraft zu einer geordneten und nützlichen Selbstführung» zu vermitteln,¹⁴ indem man sie beschäftigte, so erübrigte sich diese Art der «Erziehungsarbeit» bei Walser. Er nahm die ihm übertragenen Arbeiten sehr ernst. Dies steht in deutlichem Widerspruch zu seiner angeblichen Abgestumpftheit und Apathie und zur gestellten Diagnose der «chronischen Katatonie».

Inwieweit die von Hinrichsen darüber hinaus formulierten Prämissen «Ablenkung von sich selbst» und «Erhaltung der geistigen Kräfte durch Betätigung»¹⁵ bei Walsers Arbeitstherapie erfüllt wurden, ist mehr als fraglich. Nach Simon sollte die Art der Beschäftigung quantitativ und qualitativ «immer an der oberen Grenze der Leistungsfähigkeit» erfolgen, damit man Fortschritte erzielen könne. Auch ein begabtes Kind, das man in der untersten Volksschulklasse sitzen lasse, würde sich geistig nicht entwickeln, «sondern zurückbleiben und schliesslich verbummeln, für eine wirkliche Leistung im Leben kaum mehr zu gebrauchen sein», denn «Kräfte wachsen dadurch, dass sie gebraucht werden». Aus diesen Überlegungen leitete er einen weiteren Grundsatz seiner «Arbeitstherapie» her: Nur mittels Übung kann die Grenze des Möglichen sukzessive überwunden werden. Daher sollten alle beim Patienten noch verfügbaren «gesunden» Ressourcen bis zur Gewohnheit konditioniert werden, bis er wieder auf ein Leben ausserhalb der Anstalt vorbereitet war. Dies gelte übrigens für körperliche und geistige Leistungen, «denn wir können nicht annehmen, dass unser psychisches Leben nach anderen Bedingungen und Gesetzen sich richtet, wie das Körperliche». Um herauszufinden, welche Beschäftigung ein Patient in der Lage war auszuführen, war nach Simon «ein vorsichtiges Individualisieren» vonnöten, nach seiner Meinung eine der grössten Schwierigkeiten für einen «Irrenarzt».¹⁶

So bemerkenswert Simons Ausführungen klingen, so ernüchternd sah Walsers Alltag in der Realität aus. Leider gibt die Krankenakte keinen Aufschluss darüber, ob, und wenn ja, wie man bei Walser ein «vorsichtiges Individualisieren» ins Auge gefasst hat. Bei der Zuteilung der Arbeit sollten Fachkenntnisse des «Kranken» berücksichtigt werden. Andererseits sollte man «Geistesarbeiter – besonders in frischen Fällen – oft nur mit grosser Vorsicht oder gar nicht mit geistiger Arbeit betrauen».¹⁷ Welche Beweggründe auch immer ausschlaggebend gewesen waren, Walsers Krankenakte lässt keine Zweifel darüber aufkommen, dass

er während seines Aufenthalts in der Anstalt in Herisau nie eine anspruchsvollere Arbeit ausgeführt hat als «Papiertütenkleben» oder «Wollezupfen».

Gemäss Simons Zusammenstellung eines Arbeitsmodells, das die in der Klinik auszuführenden Arbeiten in Bezug auf ihre Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit in fünf Stufenfolgen einteilte, sollten Patienten etappenweise auf eine selbständige Arbeitsweise hingeführt werden. Stufe zwei bezeichnete «mechanische Arbeit mit geringen Anforderungen an Aufmerksamkeit und Regsamkeit». Stufe drei empfahl «Arbeiten, die mässige Aufmerksamkeit, Regsamkeit und Intelligenz», Stufe vier «Arbeiten, die gute Aufmerksamkeit und halbwegs normales Nachdenken verlangen», und Stufe fünf Tätigkeiten, die «volle normale Leistungsfähigkeit eines Gesunden aus gleichem Stande» erforderten.¹⁸ «Dütenkleben» findet sich in der Aufstellung der Tätigkeiten zu Stufe zwei, «Wollekratzen» oder beispielsweise selbständige «Hausarbeit» (ohne ständige Aufsicht) in jener zu Stufe drei. Walser kam somit nie über die Stufen zwei und drei hinaus. Folgen wir Simons theoretischen Überlegungen, hatte Walser über all die Jahre keine Chance, sich im Klinikalltag für ein Leben ausserhalb der Anstalt zu beweisen.

Im Jahresbericht der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau von 1935 sprach Hinrichsen diese Problematik direkt an: «Gewiss handelt es sich bei den heute als beschäftigt bezeichneten Patienten nicht nur um solche, welche wirklich fruchtbare oder auch nur nennenswert bedeutsame Arbeit leisten. Darauf aber kommt es vom ärztlichen Standpunkte auch nicht so sehr an, sondern vor allem nur darauf, dass die Patienten nicht untätig herumsitzen und, statt beschäftigt zu sein, Unfug treiben.»¹⁹ Mit diesen Ansichten entfernt er sich deutlich von Simons Vorstellungen des «Leistungsprinzips». Fragen wir uns andererseits, welche Art von Beschäftigung Walser gerecht geworden wäre, so stossen wir erneut auf Schwierigkeiten, denn die Möglichkeiten der Arbeitsbeschaffung sind in einer Klinik begrenzt. Zudem scheint Walser auch Angebote abgelehnt zu haben, wie ein kurzer Eintrag in der Krankenakte vom 26. Juni 1944 vermuten lässt: «Die zur Zeit Vacante [sic!] Bibliothek möchte er nicht übernehmen»²⁰ – ein deutlicher Hinweis darauf, dass Walser kein Interesse für eine anspruchsvollere Tätigkeit innerhalb des Klinikalltags zeigte. Freilich ist überhaupt nicht klar, ob er zu diesem Zeitpunkt bereits resigniert hatte oder ob ihn andere Gründe zur Ablehnung bewegten.

Überdies scheiterten bekanntermassen alle Versuche seitens der Ärzte, ihn wieder zum Schreiben zu bewegen. So erzählte Walser Carl See-
lig (1894–1962) auf einem gemeinsamen Ausflug am 3. Januar 1937:

NAME/Vorname: Walser Robert Datum: 9. Jan 1946

KrNr: 5561 Abtlg. E C.

Gewicht: 65 kg

SR. 1. Stde. mm

Grösse:

2. Stde. mm.

Lebenslauf:

Robert Walser wurde am 15. April 1878 in Biel, Kanton Bern, geboren, wo er durch das Progymnasium hindurchging, worauf er als Lehrling auf die Bieler Filiale der Kantonalbank Bern kam. Die Lehrzeit dauerte 3 Jahre. Hernach arbeitete er als Commis in Basel bei den Herren von Speyr & Co und in Stuttgart bei der 'Union', deut. Verlagsanstalt. In Zürich hat bekleidet er Stellungen auf einigen Banken, wie z. B. der Schweiz. Kreditanstalt und der Zürcher Kantonalbank. Inzwischen hatte er begonnen zu dichten und widmete sich mit der Zeit dem Beruf der freien Schriftstellerei, lebte sieben Jahre in der deutschen Reichshauptstadt, siedelte nach Biel und Bern über und trat 1929 krankheits halber in die 'Waldau' und von da in die Heilanstalt Herisau ein.

Von Robert Walser am 9. Januar 1946 geschriebener Lebenslauf in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. Weshalb ihm diese Niederschrift abverlangt wurde, ist nicht bekannt. «Robert Walser wurde am 15. April 1878 in Biel, Kanton Bern, geboren, wo er durch das Progymnasium hindurchging, worauf er als Lehrling auf die Bieler Filiale der Kantonalbank Bern kam. Die Lehrzeit dauerte 3 Jahre. Hernach arbeitete er als Commis in Basel bei den Herren von Speyr & Co und in Stuttgart bei der «Union», deutsche Verlagsanstalt. In Zürich hat bekleidet er Stellungen auf einigen Banken, wie z. B. der Schweiz. Kreditanstalt und der Zürcher Kantonalbank. Inzwischen hatte er begonnen zu dichten und widmete sich mit der Zeit dem Beruf der freien Schriftstellerei, lebte sieben Jahre in der deutschen Reichshauptstadt, siedelte nach Biel und Bern über und trat 1929 krankheits halber in die «Waldau» und von da in die Heilanstalt Herisau ein.»

«Dr. Hinrichsen hat mir zwar zum Schreiben ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Aber ich hocke wie vernagelt darin und bringe nichts zustande. Vielleicht, wenn ich zwei, drei Jahre ausserhalb der Anstalt in Freiheit leben würde, käme der grosse Durchbruch.»²¹ Hinrichsen, selber ein leidenschaftlicher Dichter und stets «innerlich gespalten zwischen ‹Arzt-Sein und Künstler-Sein›»²², unternahm offenbar mehrere Anläufe, Walser zum Schreiben zu bewegen, wenn auch dahingestellt sei, ob ausschliesslich therapeutische Motive den Ausschlag gaben. Walser konnte jedenfalls in der Klinik keine Kreativität entwickeln. Verärgert berichtete er Seelig zwei Jahre später, am 23. April 1939: «Es ist ein Unsinn und eine Rohheit, an mich den Anspruch zu stellen, auch in der Anstalt zu schriftstellern. Der einzige Boden, auf dem ein Dichter produzieren kann, ist die Freiheit. Solange diese Bedingung unerfüllt bleibt, weigere ich mich, je wieder zu schreiben. Damit, dass man mir ein Zimmer, Papier und Feder zur Verfügung stellt, ist es nicht getan.»²³ Nebst den von Walser genannten Gründen darf zudem nicht ausser Acht gelassen werden, dass eine schriftstellerische Verwirklichung innerhalb der Anstalt in Anbetracht der ärztlichen Kontrolle wohl schwer denkbar gewesen wäre.

Laut den Überlieferungen zeigte sich Walser seinem Alltag in der Klinik gegenüber gelassen. Zu Seelig soll er auf einem Spaziergang am 2. Januar 1944 gesagt haben: «Ich bin jetzt einmal in Herisau angepflöckt und habe dort meine täglichen Pflichten, die ich nicht vernachlässigen will. Nur nicht auffallen und die Anstaltsordnung stören! Das darf ich mir nicht erlauben.»²⁴ Äusserungen dieser Art dürften zwar einer gewissen Ironie nicht entbehren, aber sie lassen vermuten, dass Walser sich in sein Schicksal ergeben hat. In der Krankenakte findet sich dazu folgender Eintrag: «Gefragt, ob er sich darauf freue, wieder in der Papiersackfabrikation zu arbeiten: ‹Ah – ja, ja, ich mache das da drüben auch ganz gern› [...] Auf den Einwurf, das sei wenig anregend: ‹Ich habe es immer ganz gern gemacht, jede Arbeit hat ja einen Sinn.›»²⁵ Allerdings grenzte er sich klar gegen eine seiner Ansicht nach unfaire Behandlungsweise ab: «Pat. erhielt heute einen Auftrag von H. Schmidhauser. Es handelte sich dabei um das Linieren eines Heftes für die Verwaltung. Der Kranke weigerte sich dies zu tun. Höflich aber sehr bestimmt erklärte er der Pfleg. am Samstagnachmittag verrichte er auf keinen Fall einen Auftrag. Sonst gibt H. Walser zu keinem Klagen Anlass, [...]»²⁶

Der Spagat zwischen Ökonomie und Arbeitstherapie

Anders als Hinrichsen hielt einer seiner Nachfolger, Heinrich Künzler (1903–1978), 1945 kurz nach seinem Amtsantritt fest, die «Arbeitsthe-



Die Appenzell Ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1938. Am linken Rand in der Bildmitte sind Stall- und Scheunengebäude des anstalts-eigenen Landwirtschaftsbetriebs erkennbar.

rapie befriedige wohl im allgemeinen in quantitativer Hinsicht, lasse jedoch in qualitativer Hinsicht zu wünschen übrig. Es sollte vor allen Dingen auf der Männerseite eine neue Werkstatt errichtet werden, in welcher die Patienten Spielsachen und Gebrauchsgegenstände wie Bürsten, Pantoffeln u.s.w. herstellen sollten.»²⁷ Künzler argumentierte somit dezidiert aus therapeutischem Blickwinkel, indem er sich fragte, welche Art von Arbeit dem Genesungsprozess der Patienten förderlich sei.

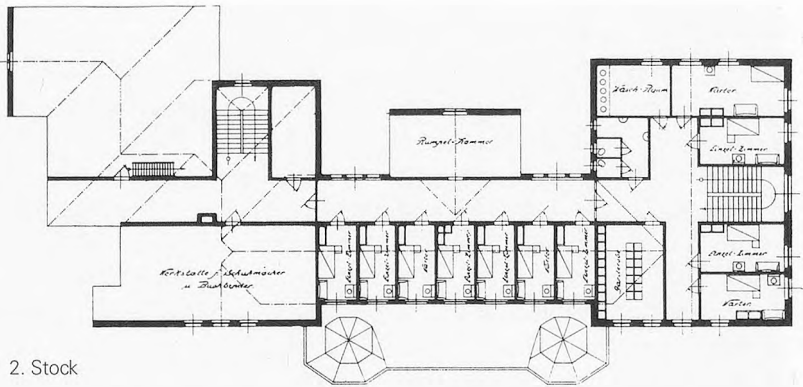
Nicht allein die Qualität der Arbeit gab Anlass zu Diskussionen. Man sah sich immer wieder grundsätzlich vor das Problem gestellt, genügend Arbeitsmöglichkeiten für alle Anstaltsinsassen anbieten zu können. So konnte Walser offenbar erst im Jahr 1943 intensiv in der Papiersackfabrikation beschäftigt werden: «Liest nur noch in der Freizeit, nachdem es vor ca. ½ Jahr gelungen war, Aufträge zur andauernden Papiersackfabrikation zu bekommen.»²⁸

Wir müssen an dieser Stelle zwischen drei Formen von Beschäftigung unterscheiden: erstens Arbeiten zur Aufrechterhaltung des An-

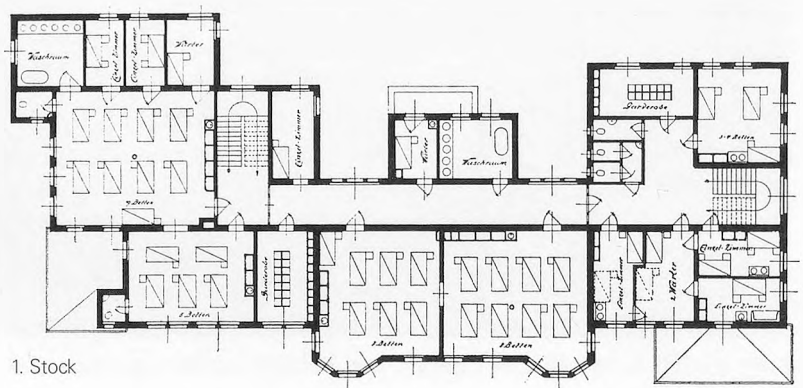
staltsbetriebs, also sämtliche Tätigkeitsbereiche in Haushalt, Garten und Landwirtschaft, die ausser dem Verkauf von überschüssigen Lebensmitteln keine Einnahmen erzeugten; zweitens Arbeiten, die sich durch externe Aufträge ergaben und kleine Summen von Geld eintrugen, wie etwa die Papiersackindustrie innerhalb der Klinik; drittens innerhalb des eigenen Betriebs generierte neue Tätigkeitsformen wie die erwähnte Errichtung einer Spielzeugwerkstätte – hier konnte das Augenmerk am deutlichsten auf die Qualität der Arbeit gerichtet werden, da Planung und Gestaltung derselben in den Händen der zuständigen Fachleute in der Anstalt lag. Im besten Fall konnten die von den Patienten hergestellten Produkte verkauft werden, allerdings bestand kaum eine Nachfrage.

Letztere Form von Beschäftigung war laut Künzlers Äusserungen innerhalb der Herisauer Anstalt zu wenig vertreten. Somit gelangen wir zu einem Kernproblem der therapeutischen Auslegung: Während «Arbeitstherapie» im Grunde – wie jede andere Therapie auch – auf das Interesse des Patienten und seine Ressourcen ausgerichtet sein soll, scheint genau das Umgekehrte der Fall gewesen zu sein, da man die Arbeiten in erster Linie nach dem Grad ihrer Dringlichkeit verteilte, wenn nicht sogar dafür sorgen musste, überhaupt genügend Beschäftigungsmöglichkeiten anbieten zu können. Die Widersprüchlichkeit des Therapiebegriffs wird anhand folgender Äusserung Hinrichsens besonders augenfällig: «Schon bald nach Antritt der Stelle trat die Erwartung an den neuen Direktor heran, den Betrieb mit weniger Personal durchführen zu können. Er [...] suchte dann später ohne Zellenisolierung auszukommen, diejenigen Patienten, welche noch nicht so gar nötigerweise im Bett lagen, aus der Bettlägerigkeit, die ja schliesslich auch nur eine Isolierung ist, herauszubringen.»²⁹ Auch Simon setzte beim Ausbau der Anstalt Gütersloh Patienten als Arbeitskraft ein: «Das Bestreben, [...] die umfangreichen Erdarbeiten, die Herstellung von Parkanlagen, Wege[n] usw. [...] drängte dazu, unter den noch auf der Abteilung herumsitzenden und im Bette liegenden Kranken immer wieder neue Aushebungen für die Arbeit zu veranstalten, und allmählich immer kühner auf recht zweifelhafte, unruhige und störende Elemente zurückzugreifen.»³⁰

Das Dilemma, Patienten zu beschäftigen, weil man sie als Arbeitskraft benötigte, und darin gleichzeitig eine therapeutische Massnahme zu sehen, war bekannt und trotzdem kaum aufzulösen. Simon schrieb: «Im Vordergrund aller Krankenbeschäftigung muss das therapeutische Moment stehen; und dem Arzte kommt es zunächst nicht auf den wirtschaftlichen Wert der geleisteten Arbeit an. Aber ein «praktischer Arzt» wird immer dafür sorgen, dass die Arbeitskräfte



2. Stock

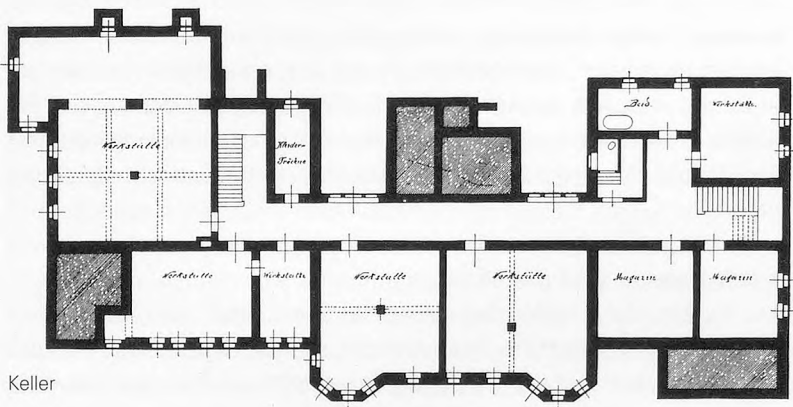
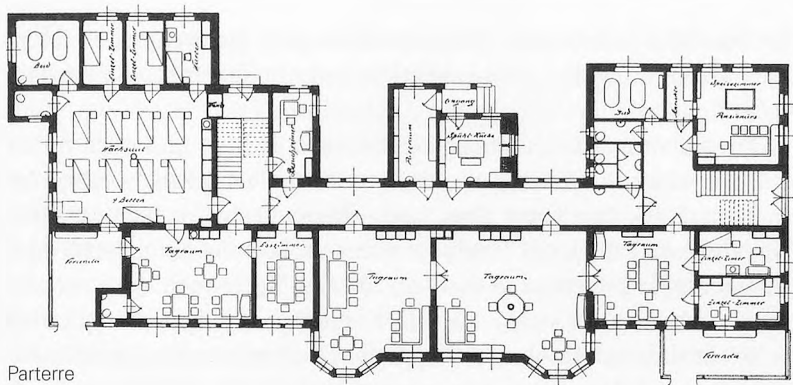


1. Stock

Grundrisspläne zum Haus für ruhige Männer (Haus 1), in dem Robert Walser untergebracht war.

nach Möglichkeit auch nützlich verwertet werden. Es ist das auch therapeutisch wichtig, da die meisten Kranken doch ein Gefühl dafür haben, ob die von ihnen verlangte Arbeit einen Zweck hat oder nicht.»³¹ Offensichtlich mass er diesem Thema Bedeutung bei, denn einige Seiten später wiederholte er sich: «Erste Richtschnur für den Arzt wird immer das Wohl der Kranken bleiben. Jeder Arzt, und der Anstaltsarzt ganz besonders, ist aber auch Glied der Volksgemeinschaft; und als solches darf er nie vergessen, dass das Wohl seiner Kranken immer auf einem Wege angestrebt werden muss, der die Volksgemeinschaft möglichst wenig belastet.»³²

Auch wenn Simon seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte, hat «Arbeitstherapie» hier doch einen stark instrumentalisierenden Charakter, und so überrascht es nicht, dass ihre wirtschaftliche Seite eine immerwährende Debatte darstellte. Sowohl die Ärzte als auch die



Aufsichtskommission der Heil- und Pflgeanstalt in Herisau besprachen sich darüber, ob die «Arbeitstherapie» gewinnbringend sei oder aber vielmehr zusätzliche Kosten verursache. Hinrichsen beschrieb die Sachlage folgendermassen: «Es handelt sich ja heute darum, auch die eigentlich nichts leistenden Kranken gegenüber der früheren Arbeitstherapie, die wesentlich nur die noch leistungsfähigen in Betracht zog, ebenfalls zu beschäftigen und irgendetwas, ohne dass [es] selbst [...] auf Brauchbarkeit des Geschafften [...] ankommen kann, aus ihnen noch herauszuholen. Deshalb kann auch mit Patientenarbeit nur in sehr bescheidenem Masse verdient werden, sondern es kostet die Sache eher geradezu etwas.»³³ Ein paar Jahre später hielt er fest, dass die Werkstätte der Patienten weniger Einnahmen erbracht habe, «indem der Mangel an lohnender Beschäftigung» immer spürbarer werde. Damit «unsere Leute» beschäftigt werden könnten, müsse man oh-

ne jeglichen materiellen Gewinn auskommen. Ein weiteres Problem habe darin bestanden, keine zuverlässigen Abnehmer für die Fabrikate zu finden.³⁴

Mit Sicherheit bedeutete es für die Anstalt einen grösseren finanziellen Aufwand, Werkstätten zu betreiben; gleichzeitig konnte «Arbeitstherapie» der Klinik aber auch ökonomische Vorteile bringen. Zwar war es schwierig, Produkte wie zum Beispiel Spielwaren oder Frauenhandarbeiten zu verkaufen, aber es lagen auch «ganz erhebliche Werte [...] in dem, was die Kranken für den Anstaltsbetrieb selbst leisteten». Simon sprach von der «Melioration der Anstaltsländereien» und der damit verbundenen Vermehrung der Ernteerträge um 50 bis 80 Prozent. Zudem könnten unzählige Posten in der Anstalt «statt von hochbezahlten Angestellten, von Kranken besorgt werden.»³⁵ Folglich gelangte man in die paradoxe Situation, weniger auf den therapeutischen Nutzen als auf den wirtschaftlichen Vorteil zu fokussieren, da die Arbeit, die für die geistige Förderung der Patienten am wichtigsten gewesen wäre – das heisst Schulung von Kreativität und Fingerfertigkeit – für die Anstalt nicht gewinnbringend war.

Arbeitstherapie und Entlohnung

Das Konzept der «Arbeitstherapie» beinhaltete somit Aspekte, die sich nicht zugunsten der Patienten auswirkten. Auch Künzler war sich des problematischen Spagats zwischen Ökonomie und Therapie bewusst. Nebst seinem Plädoyer für mehr Qualität in der «Arbeitstherapie» setzte er sich auch für mehr Transparenz im Zusammenhang mit der Entlohnung der Patienten ein. Seelig vermerkte in seinem Vormundschaftsbericht über Walser im Februar 1945: «Nachmittags wird er für das Anfertigen der Säcke beschäftigt, wofür er keinen Lohn erhält.»³⁶ Dabei dürfen wir annehmen, dass durch diese Tätigkeit kleinere Summen erwirtschaftet wurden, da es sich um einen externen Arbeitsauftrag handelte. Fünf Jahre später lässt sich dem Vormundschaftsbericht entnehmen: Walser «wird jetzt vor allem für Hausarbeiten beschäftigt, erhält keinen Lohn und gibt zu keinen Beanstandungen Anlass».³⁷ Solche Aussagen stehen im Kontrast zu Hinweisen in den Jahresberichten der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, die besagen, dass einzelnen Patienten wenigstens teilweise Taschengeld und Gratifikationen ausbezahlt wurden. Gewiss kann es sich hierbei auch um eine Definitionsfrage handeln, denn Seelig wertete Zuschüsse in Form von Taschengeld vielleicht nicht als Lohn.

Im Jahre 1946 diskutierte man in der Aufsichtskommission über neue Möglichkeiten zur Verwaltung der durch die «Arbeitstherapie»

erzielten Einnahmen. Es kam die Idee auf, diese Gelder teilweise zur Anlegung eines Unfallfonds zu benützen. Regierungsrat Eugen Tanner (1896–1978) war dagegen der Meinung, man müsse die Einnahmen direkt den Patienten zukommen lassen. Damit war allerdings keine Entlohnung im eigentlichen Sinne gemeint. Vielmehr wollte Anstaltsdirektor Künzler zu diesem Zweck «eine zentrale Kasse» anlegen lassen, die er selber verwaltete. Bisher habe man «wohl die Erträge der Papiersackindustrie und des Ateliers für Frauenhandarbeiten, nicht aber für andere Arbeiten wie z.B. Staniolverlesen, Schnüre sortieren, Gemüse rüsten für Konservenfabriken, Buchbinderei etc. gutschrieben». Direkt ausgezahlt würden lediglich Gratifikationen, allerdings handle es sich hierbei um ein «geringfügiges Sackgeld».³⁸

Man beschloss, die Einnahmen auf ein bestimmtes Konto einzuzahlen und den Patienten wie bisher in Form von Sackgeldern, Ausflügen, Festlichkeiten und so weiter zukommen zu lassen. Nur zwei Jahre später zeigte man sich jedoch inkonsequent. Damals setzte sich Künzler für die Errichtung eines Schaukastens im «Wartzimmer» ein, um die Produkte aus der «Patientenwerkstätte» zum Verkauf anpreisen zu können.³⁹ Im Verlauf einer «längeren Diskussion, welchem Konto der Betrag für den Schaukasten entnommen werden soll», erfolgte der Hinweis, das «Konto Patientengewerbe» sei noch nicht ausgeschöpft, «so dass der Schaukasten aus den Erträgen der Arbeitstherapie 1948 bezahlt werden könnte». Künzler zeigte sich über diese Idee befremdet, «dies umso mehr, als in der Landwirtschaft, Gärtnerei und neuestens auch beim Küchenumbau von den Kranken sehr viel Gratisarbeit geleistet werde, die der Anstalt schöne Ersparnisse einbringe». Trotzdem beschloss die Kommission, den Schaukasten aus dem Konto «Patientengewerbe» zu finanzieren. Um dem Begehren Künzlers zu entsprechen, würden aber die seit einiger Zeit erhöhten Taschengelder garantiert, auch wenn die «Erträge der Arbeitstherapie in Zukunft zurückgehen sollten».

Künzlers schlüssige Argumentation trifft einen weiteren Kernpunkt in der Diskussion um Sinn und Zweck von «Arbeitstherapie». Inwiefern war es gerechtfertigt, Patienten gratis arbeiten zu lassen, wenn sie der Klinik sogar Gewinn einbrachten? Und wie stand es mit denjenigen Patienten, die zwar keinen finanziellen Ertrag erzielten, aber durch ihre Mithilfe zur Aufrechterhaltung des Betriebs beitrugen? Die Frage schien die entscheidenden Instanzen durchaus zu beschäftigen, aber es mangelte offenbar an strukturierten Massnahmen zur Lösung des Problems. Eine grundsätzliche Entlohnung des Patienten als Arbeitskraft wurde nicht in Erwägung gezogen. Nebst Auszahlungen

von Gratifikationen dürfte eine direkte Entschädigung wohl am ehesten bei Kost und Logis angesetzt haben, wie uns ein Auszug aus einem Protokoll der Aufsichtskommission vermuten lässt: «[...] der Patient Klee Adolf, der sehr wirksame Hilfsarbeit als Bürogehilfe leistete», war «deshalb zuletzt als Gratispatient mit bescheidenem Taschengeld» in der Klinik.⁴⁰

Abschliessende Bemerkungen

Das Konzept der «Arbeitstherapie» bedeutete zwar eine entscheidende Neuerung auf dem Gebiet der Psychiatrie, war jedoch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer Umsetzung äusserst ambivalent. Simons oft wiederholtes Postulat des «vorsichtigen Individualisierens» wurde insofern nicht eingelöst, als «Kranke» im Namen der «Beschäftigungstherapie» für die Anstalt nur zu oft in irgendeiner Form gewinnbringend eingesetzt wurden, anstatt sie ihrem Krankheitsbild entsprechend und im Hinblick auf eine gezielte Verbesserung ihres Zustandes sinnvoll zu beschäftigen. So galten irgendwelche Haushaltsämtden wie «Schrubben des Küchenbodens» oder «Verlesen der Wäsche» plötzlich als Therapieform. «Arbeitstherapie» wurde folglich instrumentalisiert und zweckentfremdet.

Zwar wäre die Idee an sich durchaus berechtigt, Patienten gegen eine angemessene Entlohnung zu beschäftigen oder aber für die Anstalt arbeiten zu lassen und ihnen im Gegenzug die Aufenthaltskosten zu verringern. Voraussetzung dafür wäre aber eine transparente Regelung solcher Vereinbarungen. Die untersuchten Quellen sind diesbezüglich nicht aufschlussreich; vielmehr legen sie die Vermutung nahe, dass man willkürlich und nach eigenem Gutdünken vorgeht. Daher wäre es interessant, sich basierend auf Unterlagen über Finanzen und Buchhaltung der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau in einem weiteren Forschungsschritt mehr Klarheit über diese Thematik zu verschaffen.

Hätten Patienten aber nun tatsächlich ihren Klinikaufenthalt gewissermassen in Form von Arbeit abgelten oder entsprechend ihres Beschäftigungsspensums Lohn beziehen können, so bewegten wir uns ebenfalls nicht mehr auf der therapeutischen Ebene. Dass die zuständigen Fachpersonen derlei Fragen dennoch in diesen Kontext stellten, reflektiert eine unklare Definition des Begriffs und eine inkonsequente Umsetzung von der Theorie in die Praxis.

Die Zwiespältigkeiten im Konzept der «Arbeitstherapie» werden am Beispiel von Walser deutlich. Leider haben wir keine direkten Hinweise darauf, wie er selber dazu stand. Fest steht, dass er sich in sein Schicksal fügte. Er anerkannte die ihm auferlegten Aufgaben als

nicht zu vernachlässigende Pflichten, wehrte sich vehement, wenn man sich in seine Tätigkeiten einmischte und arbeitete, wie stets betont wird, sehr eifrig. Walsers Alltag war zwar gleichförmig und monoton, vermittelte aber auch Struktur und Halt. Und so bleibt zuletzt die Frage, ob sich aus diesen sichtbaren Zeichen im Verhalten Walsers eine gewisse Affirmation zu seiner Arbeit in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau ableiten lässt.



Weshalb Robert Walser nicht geheilt wurde

«Lassen Sie ihn weiter hindämmern.»

Margit Gigerl

*Ich bin nicht der Mann der Hammerschläge,
Dass Katatone würden rege,
Ich bin nicht der Mann des Cardiazol,
Mit Knochenbrüchen – der Teufel hol –.
Ich fand die Psychiatrie vertraulich,
Weil ich konnt' leben mit ihr beschaulich,
Und deshalb geh' ich denn meiner Wege,
Wenn kommt Therapie der Hammerschläge,
Wenn kommt Therapie heut dieser Shocke,
Ich geh still bei Seite, dass dort ich hocke.*

Robert Walser auf
einer Wanderung
von Herisau nach
Wil (SG) am 23. Ap-
ril 1939, fotografiert
von Carl Seelig.

*Was wollt Ihr? Wie es mit einem bestellt,
War Euch kein Stürmer, war Euch kein Held
Und werde, aufs Altenteil gesetzt,
Es auch nicht werden mehr zuletzt.
Die Jungen voran! Ich ab mich kehre,
Für mich, den immer schon etwas Bequemen
– Der ist nun einmal derart zu nehmen –
Immer das Erste blieb: Nil nocere! –
Ausrede? gut! Und ich will gern mich schämen.¹*

Medizinische Fachterminologie, moderne Therapieformen und ethische Ansprüche in Verse zu bringen, scheint nicht nur ästhetisch ein folgenreiches Unterfangen. Otto Hinrichsen (1870–1941), dessen Psychiatrieverständnis sich hier in gebundener Sprache verdichtet, reichte am 4. April 1941 seine Demission als Direktor der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt in Herisau ein – wie es im Nachruf heisst: «der Last müde, die die Leitung einer Anstalt während 18 Jahren mit sich brachte, und schmerzlich bewegt durch Taktlosigkeiten, die einem Siebzigjähri-

gen in leitender Beamtenstellung wohl selten erspart bleiben [...]»² Nur drei Tage später starb er an einer Herzlähmung.

Das Gedicht, das Hinrichsen wenige Wochen vor seinem Tod verfasste,³ zeugt von Resignation und Bitterkeit, aber auch von einem trotzi- gen «nil nocere», das es den jungen «Stürmern» noch im Abgang entgegenhält. Der aus vorhippokratischer Zeit stammende ärztliche Imperativ des «primum nil nocere», zuallererst nicht zu schaden,⁴ soll gleichsam als Dogma eines annähernd zweitausendjährigen medizinischen Diskurses rehabilitiert werden – und mit ihm sein Advokat Otto Hinrichsen.

Über den direkten biographischen Bezug hinaus verhandelt dieses Gedicht eine exemplarische Erfahrung für die Schweizer Psychiatriegeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In dieser Zeitspanne fand ein eigentlicher Paradigmenwechsel statt, der von der reinen Verwahrungsmentalität der Vorkriegszeit über therapeutischen Aktivismus in den Zwanziger- bis Vierzigerjahren zur pharmakologischen Euphorie ab den 1950er-Jahren und schliesslich in die Öffnung der psychiatrischen Anstalten führte. In diese entscheidenden Jahrzehnte des Wandels der psychiatrischen Theorie und Praxis fällt nicht nur Hinrichsens Klinikdirektion (1923–1941): Auch Robert Walsers mehr oder weniger freiwillige «Flucht aus der Zeit»⁵ als Patient Nr. 3561 der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau gewinnt vor diesem Hintergrund ganz spezifische Konturen.

Vom therapeutischen Nihilismus ...

«Die Kranken sind herumgehockt auf den Abteilungen [...] Im B haben sie den ganzen Tag gejasst, das K sah aus wie ein Museum gotischer Figuren [...] Die Kranken sind herumgestanden, mit verrenkten Gliedern, der eine hat wie ein Wasserspeier den ganzen Tag auf dem Heizungskörper im Korridor gehockt, und gestunken hat es! [...] Die Badewannen waren den ganzen Tag besetzt. Von den Unruhigen. Die Zellenabteilung war überfüllt [...] In der Nacht haben sie geschrien, dass ich mich fast gefürchtet habe, so tönte es über den Hof.»⁶

Die Zustände, die in der (fiktiven) Anstalt Randlingen in Friedrich Glausers Roman «Matto regiert» herrschen, entsprechen genau jenem Bild, das man sich «draussen» von einer «Irrenanstalt» macht(e): Kranke, die die Zeit totschiessen, überfüllte Zellen und Abteilungen voll von Gestank, entstellte Körper, deformierte Seelen, die sich in «verrückten» Gebärden und Geschrei Luft machen, ein Dahindämmern und -vegetieren. Diese Beschreibung Glausers, der seinen «Irrenhausroman» bekanntlich grösstenteils als Patient der Waldau 1936 verfasste, verweist auf die beiden Berner Kliniken Waldau und Münsingen als realhistori-



sche Modelle. Sie korrespondiert auch mit den «Erinnerungen» Max Müllers (1894–1980), des langjährigen Arztes und Psychotherapeuten Glausers und Direktors der psychiatrischen Kliniken Münsingen (1938–1954) und Waldau (1954–1964). Müller klagte ebenfalls, die Überfüllung sei unbeschreiblich, «das Lärmen, Toben, Gestikulieren, Schreien in den Aufenthaltsräumen und Korridoren unerträglich»⁷ gewesen. Wärterinnen und Wärter, wie man sie durchaus stimmig im Sinne des alten «Irrenhaus»-Systems nannte, wurden unter dem primären Gesichtspunkt der körperlichen Kraft ausgewählt, da sie in erster Linie sich selbst und die Ärztinnen und Ärzte gegen Attacken sowie die Patientinnen und Patienten voreinander beschützen mussten.

Vor allem die Abteilungen der so genannt «Unruhigen» waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts notorisch überbelegt. Auch die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, die mit ihrem offenen Pavillonsystem im dörflichen Stil Modernität repräsentierte, litt rasch unter Überbelegung. Sie war bei ihrer Eröffnung 1908 für 250 Personen angelegt, überschritt die-

Wachsaal in der Männerabteilung der psychiatrischen Klinik Waldau bei Bern, um 1920.

se Zahl jedoch bereits zwei Jahre später. Ohne grössere bauliche Veränderungen nahm die Zahl der Patientinnen und Patienten bis zu Robert Walsers Eintritt 1933 auf 306 zu, um schliesslich 1946 einen Höchststand von 411 zu erreichen!⁸ Die von nahezu allen Anstalten beklagte chronische Platznot widerspiegelt letztlich ein strukturelles Dilemma der reinen Verwahrungspsychiatrie.⁹ Die Fluktuation war äusserst gering; die Anstalten fungierten vorwiegend als Orte, wo die Kranken weggeschlossen wurden und die eher dem Sicherheitsbedürfnis der Öffentlichkeit als dem Heilungsaspekt Rechnung trugen und tragen konnten. Mangels therapeutischer Möglichkeiten musste man sich noch zu Beginn der 1920er-Jahre primär auf eine blosser Verwahrung der Psychiatriepatientinnen und -patienten beschränken. Die «Methoden der Wahl» waren Isolation in einer Zelle mit einem Haufen Varek, einer Algenart, in dem sich die nackten Kranken in der Zelle verkriechen konnten,¹⁰ daneben Deckel- und Dauerbäder, Zwangsjacken und Zwangsernährung, schliesslich noch Klistiere, Abführmittel, Chloralhydrat oder Bitter-Mittel.¹¹

Einer von denen, die am Boden kauerten, Unverständliches lallten oder schrien, der den Ärzten drohte, der Mitpatienten gegenüber tätlich wurde, sich selbst verletzte, stundenlang auf dem «Abtritt» sass und seine Fäkalien verschmierte, war Robert Walsers Bruder Ernst (1873–1916). Er war von 1898 bis zu seinem Tod in der Waldau interniert.¹² Ernst Walser hatte wie sein Bruder Robert eine Diagnose aus dem «schizophrenen Formenkreis»: Katatonie. Hinter dem Etikett Schizophrenie konnten sich sehr verschiedene Geschichten einer Krankheit und unterschiedliche Ausprägungen verbergen. So gesehen fungierte die Krankheitsbezeichnung Schizophrenie seit ihrer Erfindung durch Eugen Bleuler (1857–1939) als eigentliche «Topfkrankheit»: Sie konnte nahezu alles bezeichnen, was nicht in ein anderes wissenschaftliches Klassifikationsschema passte.¹³ Nicht zuletzt spiegeln die unterschiedlichen Patientenkarrieren der beiden Brüder Walser aber auch die Bedeutung des sich verändernden therapeutischen Settings in der Schweizer Psychiatrie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wider.

Der untätig auf der Station dahinvegetierende, (auto)aggressive, unreinliche Ernst Walser ist einer jener Patienten der aufgeklärten Psychiatrie, die die «Irren» im Laufe des 19. Jahrhunderts von ihren Ketten befreit hatte, sie jedoch – da sie nur über sehr beschränkte therapeutische Möglichkeiten verfügte – lediglich verwahren konnte. Fünfzehn, zwanzig Jahre später, als dem fünf Jahre jüngeren Bruder Robert mit derselben Diagnose «auf dem Lande eine Zuflucht angewiesen wurde»¹⁴, zunächst in derselben Klinik, dann in Herisau, hatte sich in den Behandlungsmethoden einiges geändert.

... zur grossen «Kurperiode»

Gegen den «therapeutischen Nihilismus», wie ihn bereits zeitgenössische Psychiater kritisierten,¹⁵ traten in den 1920er-Jahren vermehrt neue Konzepte an, die an «Stelle des Dogmas von der Unheilbarkeit der Geisteskrankheit, an Stelle des resignierten Hütes und Pflgens der Kranken» den «Glaube[n] an therapeutische Möglichkeiten» und das «heisse Bemühen [setzten], auch auf diesem bisher brachliegenden Gebiet der vornehmsten ärztlichen Tätigkeit zu ihrem Recht zu verhehlen».¹⁶ Das alte Irrenhaus wurde zur Heil- und Pflegeanstalt,¹⁷ die einstigen Wärter und Wärterinnen mutierten zu Pflegepersonal, die Psychiater experimentierten mit verschiedenen Substanzen und methodischen Ansätzen.

Aufgrund von Zufallsbefunden entwickelte der österreichische Psychiater Julius Wagner von Jauregg (1857–1949) 1917 die so genannte Malaria-Fieberkur zur Therapie der progressiven Paralyse, des Spätstadiums der Syphilis, an der um die Jahrhundertwende bis zu 20 Prozent der Anstaltsinsassen gelitten haben sollen. In Analogie dazu führte Anfang der 1920er-Jahre der Burghölzli-Oberarzt und spätere Waldau-Direktor Jakob Klaesi (1883–1980) die «Schlafkur» als eines der ersten «grossen» körperlichen Behandlungsverfahren bei Schizophrenen ein. Es folgten ab 1935 die pharmakologischen und elektrischen Krampftherapien, zunächst die Insulinkomatherapie, 1937 die Cardiazol-Schockbehandlung und 1940 die Elektrokrampftherapie (besser bekannt als «Elektroschock»). In den 1940er-Jahren kamen zusätzlich psychochirurgische Verfahren wie die Leukotomie (Durchtrennung von Nervenbahnen im Gehirn) zur Anwendung, die schliesslich ab Mitte der 1950er-Jahre durch die neu entwickelten Psychopharmaka zunehmend verdrängt wurden.

Ein weiteres zentrales Konzept, mit dem die reinen «Hüte»-Funktionen der Psychiatrie überwunden werden sollte, war die so genannte «Aktivere Krankenbehandlung in der Irrenanstalt», die Hermann Simon (1867–1947), Leiter der psychiatrischen Anstalt Gütersloh, in seiner gleichnamigen Monographie 1929 propagierte. Simons war überzeugt, dass selbst «der scheinbar verblödeteste Geisteskranke [...] irgendwo therapeutisch noch erfassbar»¹⁸ und für sein Tun prinzipiell verantwortlich war. In der Praxis bedeutete dies zunächst die Aktivierung der Kranken durch verschiedenste Beschäftigungen, die keinem Rentabilitätsprinzip, sondern einzig dem therapeutischen Aspekt Rechnung tragen sollten. Die Patientinnen und Patienten sollten aus ihrem Dämmerzustand, aus Isolation und Untätigkeit gerissen werden. Da grundsätzlich jeder Patient zu arbeiten hatte, waren Tätigkeiten verschiedenen Schwierigkeitsgrades vorgesehen: von der Hausarbeit sowie einfachen

und anspruchsvolleren Handarbeiten auf den Abteilungen bis zu autonomen Landwirtschaftsarbeiten ausserhalb der Klinik.

Zu erinnern ist schliesslich auch an die Rolle der Psychoanalyse in der Schweizer Psychiatriegeschichte, auch wenn sie für Hinrichsen und die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau unter seiner Direktion keine Bedeutung hatte. Es war Eugen Bleuler, Nachfolger von Auguste Forel (1848–1931) und Direktor der Psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich, der durch sein Eintreten Sigmund Freuds neue Lehren in der Schweizer Psychiatrie verankerte. Das massgebliche Verdienst der Psychoanalyse für die Psychiatrie zu jener Zeit bestand nach Freuds eigener Auffassung weniger in ihren therapeutischen Konsequenzen als vielmehr darin, dass «die Wahnidee [...] nichts Unsinniges oder Unverständliches mehr [ist], sie ist sinnreich, gut motiviert, gehört in den Zusammenhang eines affektvollen Erlebnisses der Kranken».¹⁹

Das Gegen-, teilweise auch Nebeneinander eines organischen und eines psychischen Ansatzes in der Therapie prägte die Schweizer Psychiatrie in den 1920er- bis 1940er-Jahren: der Versuch, die Psyche einerseits über den Körper in verschiedenen mechanisch-medikamentösen Verfahren, andererseits über den direkten Zugriff auf die «verirrte Seele» in der Freud'schen Psychoanalyse zu heilen. Dabei scheint es sich eher um ein komplexes Zusammenspiel als um einen exklusiven Antagonismus von biologisch-somatotherapeutischen Verfahren hier und psychotherapeutischen Ansätzen dort zu handeln.²⁰ So war sich die zeitgenössische Wissenschaft beispielsweise durchaus uneinig hinsichtlich des spezifischen Wirkungsmechanismus von Klaesis «Schlafkur». Bei dieser «Narkosetherapie» wurden dem Patienten mehrmals am Tag Injektionen mit dem Schlafmittel Somnifen verabreicht, um ihn in einen sechs- bis zehntägigen Schlafzustand zu versetzen. Der Erfinder Jakob Klaesi selbst ging – in Übereinstimmung mit seinem damaligen Vorgesetzten Eugen Bleuler – von einem psychotherapeutischen Effekt aus und nahm an, dass der Patient durch die künstlich geschaffene Hilflosigkeit und besonders ausgeprägte Abhängigkeit für psychotherapeutische Einflüsse zugänglicher war. Hingegen glaubten die Vertreter eines psychophysiologischen Ansatzes an die «Unterbrechung eines Circulus vitiosus zwischen motorischer Erregung und Steigerung dieser Erregung durch die dabei entstehenden propriozeptiven Reize».²¹ Eine dritte, rein somatische Theorie beurteilte die Wirkung schliesslich als eine vorwiegend pharmakologisch-physiologische.

Die verschiedenen Ansätze der «grossen Kurperiode»²² beruhten weniger auf theoretischen oder empirischen Grundlagen, sondern waren «Versuche, in der Praxis beobachtete, an zufällige äussere Einwirkungen (Infektionskrankheiten, scheinbare Wirkung eines aus anderen

Gründen gegebenen Medikamentes) sich anschliessende spontane Heilungsvorgänge künstlich nachzuahmen».²³ Dieses Grundmuster therapeutischer Praxis ist jedoch nach Max Müller, dem Pionier der Insulintherapie, keineswegs fragwürdig, weil auch ein weit übers Ziel schiesender Aktivismus «an und für sich einen gewaltigen Fortschritt gegenüber früheren Zeiten des therapeutischen Nihilismus» darstelle.²⁴ Das einstige Dogma des «nil nocere», zumindest nicht zu schaden, wird zu einem «zumindest haben wir es versucht».

Dem Aktionismus einer überwiegend jüngeren Generation von Psychiatern Hohn sprechend, stellte hingegen Eugen Bleuler in seinem «Lehrbuch der Psychiatrie» 1930 fest: «Zu warnen ist vor allen teuren Kuren, die doch nichts nützen. Überhaupt soll man nicht die ökonomischen und moralischen Interessen der gesunden Familienglieder einer aussichtslosen Therapie opfern. Dagegen ist das souveräne Mittel, das in der Mehrzahl der Fälle noch recht viel, manchmal alles Wünschbare leistet, die Erziehung zur Arbeit unter möglichst normalen Verhältnissen. Bei schweren [sic!] Kranken darf man auch vor Anordnung nicht lohnender Arbeit nicht zurückschrecken (Holzsägen, Wollezupfen, Schachtelnmachen, Abschreiben, irgendwelche Aushilfsarbeiten).»²⁵

Bleulers ökonomisch-systemische Argumentation, die sich explizit auf die Simon'sche Arbeitstherapie beruft, steht in einem interessanten Widerspruch zu dem Umstand, dass gerade die grossen «Aktionisten» wie Jakob Klaesi, Hans Oscar Pfister (1905–1995), Direktor der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1941–1943, oder John E. Staehelin (1891–1969), Direktor der Basler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt 1929–1959, Schüler von Bleuler waren.²⁶ Auch Heinrich Künzler (1903–1978), der Nachfolger Pfisters in Herisau, steht als ehemaliger Assistenzarzt Staehelins in dieser Linie. Otto Hinrichsen hingegen wurde in der Basler Friedmatt unter Ludwig Wille (1834–1912) ausgebildet, einem Verfechter der aufgeklärten «No-Restraint»-Psychiatrie, die auf körperliche Zwangsmassnahmen verzichtete, und gehörte somit noch einer älteren Schule an.

Mitunter konnte die «Therapieeuphorie»²⁷, der alles besser schien als das Nichtstun der alten Verwahrungspsychiatrie, weitere sehr konkrete Motive haben. So wandte sich die Waldau unter Jakob Klaesi, nachdem sich Münsingen auf Initiative Max Müllers ab 1937 dem Insulin widmete, «nun im Wetteifer der Elektroschockbehandlung»²⁸ zu. Klaesi hatte die Waldau, in der Walser seine ersten vier Anstaltsjahre verbrachte, im Juni 1933 übernommen und umgehend «modernisiert». Im Urteil Max Müllers war sie «unter der patriarchalischen und konservativen Leitung» des Vorgängers Wilhelm von Speyr (1852–1939) organisatorisch wie medizinisch «verknöchert» und zurückgeblieben.²⁹ So erstaunt es



Jakob Klaesi (1883–1980). Unmittelbar nach seinem Amtsantritt in der Berner Waldau wurde Robert Walser nach Herisau überstellt.

nicht weiter, dass Walsers Krankenakte in der Waldau, abgesehen von seiner (halbherzigen) Teilnahme an der Arbeitstherapie, keine therapeutischen Massnahmen verzeichnet – trotz der in Krankengeschichte und Pflegerapporten festgehaltenen akustischen und optischen Halluzinationen, trotz Depression, autistischer Zurückgezogenheit und Verfolgungswahn und obwohl Walser zwischendurch durchaus «aufgeregt [war], weil die Türen immer geschlossen sind», sogar «sehr unzufrieden[,] weil ihm eine kleine Bemerkung gemacht wurde»³⁰.

Wie wir aus einem Brief von Lisa Walser (1875–1944) wissen,³¹ durfte Robert Walser unter von Speyr als mittelloser Intellektueller die Vorzüge der zweiten Klasse geniessen, obgleich er nur dritte Klasse bezahlte. Die Krankengeschichte hält für diese Zeit fest, er mache vormittags «seine gewohnten Arbeiten», «liest etwas & nachmittags arbeitet er in der Gärtnerei, regelmässig. Sieht sehr gut aus, überarbeitet sich nicht, hat sehr guten Appetit, isst für zwei, nimmt wenig Rücksicht, ob seine Tischnachbarn auch was bekommen, ist nicht gerade sozial.»³² Man kann sich eines Schmunzelns nicht erwehren angesichts des «gesunden» Egoismus, den Walser hier an den Tag legt.

Fragt man für einmal nicht nach Robert Walsers Krankheit(sgrad) oder nach Opfern und Tätern, sondern im Sinne neuer psychiatriegeschichtlicher Fragestellungen nach den Gestaltungsspielräumen, die sich für den Patienten in der Interaktion mit Pflegenden und Ärzten er-

geben, wird deutlich, dass Walser – in der Waldau wie auch in Herisau – durchaus selbst definierte, was zu leisten er bereit war. In diesen Handlungsspielraum gehörte es auch, die Verlegung in eine Aussenkolonie der Waldau abzulehnen. Dass Robert Walser daraufhin am 19. Juni 1933, bald nach dem Chefarztwechsel, wider seinen Willen von der Waldau in die Heil- und Pflegeanstalt seines Heimatkantons Appenzell Ausserrhoden in Herisau überstellt wurde, war indes mehr als blosser Willkür: Es war mit Jakob Klaesi, dem Erfinder der Schlaftherapie, nicht zufällig ein Repräsentant der neuen, aktiveren Garde, der chronische Schizophrene möglichst rasch loswerden wollte. In Herisau kam Robert Walser unter die Direktion Otto Hinrichsens, eines der modernen therapeutischen Verfahren überwiegend indifferent bis ablehnend gegenüber überstehenden Skeptikern, der ihn nicht à tout prix zu behandeln versuchte.

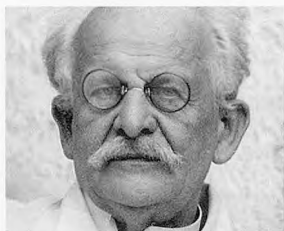
Otto Hinrichsen und die «Therapie der Hammerschläge»

In seinem Bericht zum 25jährigen Bestehen der Herisauer Klinik hebt Hinrichsen 1933, dem Jahr von Walsers Eintritt, seine äusserst erfolgreichen Reformbemühungen der Beschäftigungstherapie Simon'scher Provenienz hervor³³, so dass die Klinik nun einen sehr anders gearteten «Anblick» biete: «Heute haben wir auf der Männerabteilung meistens tagsüber einen, wenn nicht völlig leeren – was auch vorkommt –, doch dauernd sehr wenig besetzten Wachsaal, und Besucher, selbst Aerzte, haben so schon auf der Abteilung für Unruhige die Unruhigen vermisst, in welcher Art freilich allgemein die Anstalten heute nicht mehr den Anblick früherer Zeiten bieten.»³⁴

Dank der neuen Beschäftigungstherapie spielten auch Betten- oder Bäderbehandlung, so Hinrichsen stolz, ebenso wenig eine Rolle wie Schlafmittel. Die in verschiedenen Quellen wiederkehrende Rede von den nunmehr sozusagen fehlenden «Irren» ist nebenbei bemerkt wohl der augenfälligste Indikator für die Veränderungen der Psychiatrie dieser Zeit. Ob ein Ernst Walser in diesem Setting den Wachsaal ebenfalls verlassen und im Zeichen der aktiveren Therapie Papiersäcke geklebt hätte?

Den in den 1930er-Jahren gedeihenden somatotherapeutischen Experimenten stand Hinrichsen jedoch prinzipiell ablehnend gegenüber, wie das eingangs zitierte Gedicht in aller Deutlichkeit ausführt. Neben der Schockbehandlung mit Cardiazol wendet er sich vor allem gegen eine «Therapie der Hammerschläge, dass Katatone würden rege», womit er wohl auf die Ende der 1930er-Jahre aufkommende Elektrokrampftherapie Bezug nimmt. In seinem Widerstand speziell gegen diese Therapieform bediente er sich im März 1941 sogar des Renom-

Die Direktoren während Walsers Klinikaufenthalt in Herisau:



**Otto Hinrichsen (1870–1941),
1923–1941 Klinikdirektor**

Der seit 1889 in der Schweiz wohnhafte gebürtige Mecklenburger hatte seine medizinischen Studien in Genf und Zürich absolviert. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Assistent und Sekundärarzt an psychiatrischen Kliniken in Wil (SG) und Basel wurde Privatdozent Hinrichsen 1922 zum Direktor der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau gewählt. Unter dem Pseudonym Otto Hinnerk veröffentlichte er Dramen und Gedichte. Seine literarischen Tagebücher werden in der Kantonsbibliothek St. Gallen aufbewahrt.



**Hans Oscar Pfister (1905–1995),
1941–1943 Klinikdirektor**

Der aus dem Zürichbiet stammende Pfister studierte in den Jahren 1924 bis 1929 in Zürich und Paris, von 1930 bis 1934 war er Assistenzarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik «Burghölzli» Zürich, und 1934 weilte als Austauschassistent an der Berliner Klinik «Charité». Noch im selben Jahr kam er als Sekundärarzt an die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. 1941 übernahm er die Direktion. Bis er 1943 als Chefstadtarzt nach Zürich wechselte, erzielte er insbesondere im Bereich der Sozialpsychiatrie grosse Fortschritte.



**Heinrich Künzler (1903–1978),
1944–1969 Klinikdirektor**

Der in Flawil aufgewachsene Künzler studierte Medizin an den Universitäten Genf, Paris, Kiel, Wien und Zürich, wo er im Jahre 1928 das schweizerische Staatsexamen bestand. Am 1. Oktober 1934 übernahm er die ärztliche Leitung der privaten Nervenheilanstalt «Schlössli» in Oetwil am See (bei Stäfa). Aufgrund zahlreicher Empfehlungen von bekannten medizinischen Fachleuten wurde er 1943 trotz Hörschwäche nach Herisau gewählt. Als Anhänger der freiheitlichen Behandlungslinie förderte er die Öffnung der Anstalt und das arbeitstherapeutische Angebot.

mees von John E. Staehelin, des therapiefreudigen Direktors der Basler psychiatrischen Klinik Friedmatt, um gegenüber seiner Aufsichtskommission wirkungsvoll argumentieren zu können. Hinrichsen wollte vom Kollegen wissen, ob es zu verantworten wäre, «mit der Einführung der Elektroschock-Kur» wegen deren «sehr unerwünschter dabei vorkommender Nebenerscheinungen (schwere Knochenbrüche)» zu warten, bis «genauere Erfahrungen andern Ortes» vorlägen. Staehelin bejahte dies.³⁵

Die Elektroschocktherapie, von Lucio Bini (1908–1964) und Ugo Cerletti (1877–1963) an der psychiatrischen Klinik in Rom entwickelt, war im Mai 1937 an einem Internationalen Kongress in Münsingen vorgestellt worden und Anfang der 1940er-Jahre zu einer der wichtigsten therapeutischen Optionen geworden, zusammen mit der gleichzeitig in Münsingen präsentierten Leukotomie.³⁶ Dass beim Elektroschock nicht nur Knochenbrüche – die Hinrichsen im einleitenden Gedicht vehement zurückweist – zu befürchten waren, belegt ein Eintrag im Protokoll der Herisauer Aufsichtskommission rund vierzehn Jahre später. Direktor Heinrich Künzler fragte im Januar 1955 die Aufsichtskommission an, ob man sich nicht bezüglich der Formulare, die benützt wurden, «um von den Angehörigen der Kranken die Zustimmung zu verschiedenen Kuren zu verlangen (Insulin-, Elektroschock-, Schlaf-, Fieber- und LARGACTILKuren)», juristisch besser absichern müsste, zumal im vorangegangenen Herbst «gänzlich überraschend ein Elektroschock-Todesfall in unserer Anstalt» eingetreten sei.³⁷ Zur Anschaffung eines Elektroschock- und eines Elektrisierapparates³⁸ war es noch im Jahr von Hinrichsens Tod unter dem Nachfolger Hans Oscar Pfister gekommen, der umgehend versuchte, die Anstalt auf den neuesten Stand der wissenschaftlichen Entwicklung zu bringen. Er nahm Schlafkuren und Elektroschocktherapie unter die Behandlungsmethoden der Klinik auf.³⁹ Man hatte unter dem «Dichter» Hinrichsen den Anschluss verpasst, so dass Pfister seinen Vorgänger im Nekrolog unumwunden als «weltfremd»⁴⁰ titulierte. Noch im Jubiläumsbericht anlässlich des 75jährigen Bestehens der Klinik wird Hinrichsen als «ein stiller, etwas weltfremder Mann»⁴¹ bezeichnet.

Nun scheint die kategorische Verweigerung Hinrichsens zwar die Elektroschocks, nicht aber das Insulin oder das Cardiazol betroffen zu haben, wie aus einer Klammerbemerkung Kirchgrabers zur Schulung des Pflegepersonals geschlossen werden kann.⁴² Dass unter Hinrichsens Direktion sehr wohl Insulinbehandlungen durchgeführt wurden, bestätigt auch das Protokoll der Aufsichtskommission vom 4. Juni 1937. Es geht um die erfolgte Anstellung eines Dr. Lichtenstein aus Königsberg, «weil dieser sich schon seit April 1936 in der Kantonalen Heil- und Pfl-

9. September 1940.

Herrn

Carl Selig, Zürich VIII. Mühlebachstr.17

Gehrter Herr .

Besten Dank für Ihre gute Absicht betreffend Gedichte, gleichfalls für das Uebersandte, das ich gern mir zu Gemüte führen werde. Dass Sie mir Bücher schicken wollen -- wenn es Sie, wie Sie schreiben, befriedigt -- warum nicht? Von Ihnen Veröffentlichtes, muss ich wohl annehmen.

Nun Herr Robert Walser. Er lebt eigentlich wohl vergnügt hier dahin. ~~meiner Ansicht nach sollte man ihn vor allem nicht plagen zu leisten, was er~~ nicht mehr leisten kann, nämlich zu produzieren. Ich halte es für durchaus falsch und für ihn schädlich, ihn nach dieser Richtung zu hetzen. Aehnlich stehe ich zu seiner Entlassung von hier. Allein für sich -- er ist kränker, als Sie meinen -- kann er nicht leben, sondern würde dabei verwahrlosen, wahrscheinlich aber auch aus andern Gründen eine Wiederunterbringung nötig werden. Ich meine: *Quieta non movere!* Wenn man etwas für ihn tun will, so dies, dass, wenn seine eigenen Mittel ausgehen, er nicht auf Kosten der Armenpflege hier sein muss, wo die Gefahr dann bestände, dass man ihn ins Bürgerheim Teufen nehmen würde. --- Sie entschuldigen, aber er ist in Herisau besser untergebracht. Mit dem allen befinde ich mich in Uebereinstimmung mit seiner Schwester.

Also, wenn Sie auf mich hören wollen, nicht ihm davon reden, dass er wieder etwas schreiben solle, nicht ihn hier herausbringen wollen! Das mag Ihnen nicht plausibel sein, ist aber doch das einzig Richtige. Intimeren Anschluss habe ich an ihn nicht, und er hat darnach kein Verlangen. Er fürchtet sich, allein zu schlafen. Besser, Sie fragen ihn darnach nicht. Sein Zustand ist verhältnismässig gegenüber anderen derartigen Kranken ein glücklicher und, wenn er schon etwa hier weg will, ist das kein so voller Ernst von ihm, und es wie es für ihn unglücklich, wirkte man nach dieser Richtung auf ihn ein, jagte ihn auf, wo er Fürsorge nötig hat, alle Initiative und Elan nun einmal weg ist und auch nicht wieder kommen wird. Aber ihm das nicht durch Anforderungen zu Bewusstsein bringen! Lassen Sie ihn weiter hindämmern. Schliesslich habe ich einiges Urteil, einige Erfahrung in diesen Dingen und muss so vor Experimenten durchaus warnen. Wenn Sie sich seiner wie bisher annehmen, ist das recht und schön von Ihnen. Mehr ist in Gottesnamen nach meiner genauesten Ueberzeugung nicht zu wollen.

Mit nochmaligem Dank, gern auch einmal zur Aussprache betreffend R. mündlich zur Verfügung stehend, bittend, dass Sie in R.W.'s. Interesse auf mich hören.

In Hochachtung
Ihr

geanstalt Münsingen befand, von dort aus empfohlen wurde und in der Technik der Insulinkuren, die neuerdings eine grosse Rolle zu spielen beginnen, ausgebildet war».⁴³ Die psychiatrische Klinik Münsingen war durch Max Müller, der die neue Methode bei seinem eigentlichen Erfinder Manfred Sakel (1900–1957) in Wien studiert hatte, zu einem über die Schweiz hinaus gefragten Zentrum für dieses neue körperliche Schockverfahren geworden.⁴⁴

Wieweit diese verstärkten somatotherapeutischen Bemühungen mit Zustimmung oder gar auf Initiative Hinrichsens erfolgten oder er lediglich unumgängliche Konzessionen zu machen hatte, ist kaum verbindlich zu rekonstruieren. Sein «vertraulich-beschauliches» Psychiatrieverständnis, wie er es in seinem lyrischen Testament formuliert, legt jedenfalls nahe, dass er – wie es Kirchgraber formuliert – «die neuen radikalen Behandlungsmethoden, die medikamentösen und elektrischen Schocktherapien, die in den 30er-Jahren aufkamen, zutiefst ablehn[te]».⁴⁵ In seinen zahlreichen wissenschaftlichen Schriften ging Hinrichsen, der wie schon sein Vorgänger Koller die Bedeutung der Betreuung ausserhalb der Klinik betonte, von einem in erster Linie umweltbedingten Konzept aus und verwarf ein verallgemeinertes (erb-) biologisches Erklärungsmodell. So gelangte er zu einer Art «salutogenetischem», das heisst die gesunden Anteile fokussierenden Ansatz und richtete den Blick auf die individuelle Ausgestaltung der Psychose. «Wie sehr auch Hinrichsen darauf bedacht war, den Patienten die Teilhabe am aktiven Leben zu ermöglichen, respektierte er doch auch die andere Seite. Indem er die Krankheit nicht nur negativ wertete, sondern in ihr auch eine Form der Lebensgestaltung sah, vielleicht die einzige, die dem Patienten noch möglich war, konnte er den Patienten krank sein lassen, ohne ihn zu bedrängen und zu überfordern.»⁴⁶

Otto Hinrichsen liess Robert Walser therapeutisch in Ruhe, soweit dies aus der Krankengeschichte hervorgeht. Seine Haltung Walser gegenüber zeugt jedoch von einer etwas anders gelagerten Zwiespältigkeit: Seiner Diagnose gemäss ist Robert Walser zu krank, um alleine zu leben fähig zu sein, und Anspielungen, dass der Patient die Klinik verlassen wolle, seien nicht ernst gemeint. «Er lebt eigentlich wohl vergnügt hier dahin und meiner Ansicht nach sollte man ihn vor allem nicht plagen zu leisten, was er nicht mehr leisten kann, nämlich zu produzieren. Ich hielte es für durchaus falsch und für ihn schädlich, ihn nach dieser Richtung zu hetzen. [...] Es wäre [...] für ihn unglücklich, wirkte man nach dieser Richtung auf ihn ein, jagte ihn auf, wo er Fürsorge nötig hat [...] Aber ihm das nicht durch Anforderungen zu Bewusstsein bringen! Lassen Sie ihn weiter hindämmern.»⁴⁷

«Lassen Sie ihn weiter hindämmern.»
Brief von Otto
Hinrichsen an Carl
Seelig, Herisau
9. September 1940.

Das Verständnis für den Patienten, das Gewährenlassen, ist zugleich dessen Entmündigung, und zwar nicht nur des (juristischen) Subjekts – wie dies im Fall Walsers bereits am 23. März 1934 erfolgte –, sondern auch eine des autonomen Individuums. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wieweit Walser (wie andere vor und nach ihm) erst durch das spezifische Setting der psychiatrischen Klinik, die ihm jegliche Verantwortung abnimmt und ihn «hindämmern» lässt, «krank» oder zumindest unfähig wird, noch ausserhalb der Anstalt zu leben.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle mag hier auch ein institutionelles Kalkül Hinrichsens spielen, gemäss dem die ruhigen Kranken «wenn nicht unbedingt nötig, wenigstens sehr erwünscht sind. Erwünscht schon deshalb, weil sie noch einiges leisten, weil sie vor allem ein gutes Beispiel geben für die weniger Arbeitswilligen [...]».⁴⁸ Direktor Pfister meldete der Aufsichtskommission am 29. Juni 1942 die erfolgreiche Übernahme von 13 chronisch-kranken Patienten aus dem Burghölzli, «was einer nicht zu unterschätzenden Vermehrung der Pflegegelder gleichkomme. [...] Es handelt sich fast ausschliesslich um ruhige bis leicht unruhige, aber gut zu haltende Schizophrenie, die Direktion ist darauf bedacht, dass die Anstalt nicht durch ungünstige Elemente den Charakter einer reinen Pflegeanstalt bekommt.»⁴⁹ Auch Robert Walser war ein solcher «gut zu haltender Patient», den zu entlassen die Anstaltsleitung aus ökonomischen wie strukturellen Überlegungen wenig Grund hatte. Heinrich Künzler schliesslich, unter dessen Direktion Walser 1956 starb, nahm eine ähnliche Haltung ein: «Das wichtigste scheint mir», so schreibt er am 30. Dezember 1949 an Carl Seelig (1894–1962), «dass man seine [Walsers] Wünsche respektiert, dass man ihn in Ruhe lässt und dass man es verhindert, dass neugierige Verehrer und ähnliche Leute an ihn herantreten».⁵⁰

Umgekehrt hat Robert Walser seinen Anstaltsalltag und seine Interaktion mit der Umwelt ebenso autonom wie egoistisch mitdefiniert: Er wischt den Tagesraum und arbeitet in der Papiersackindustrie, aufgrund persönlicher Antipathien aber nicht in der Gärtnerei. Am Samstagnachmittag Hefte für die Administration zu linieren, lehnt er ebenso ab wie die anspruchsvollere Arbeit in der Bibliothek. In der Kommunikation mit Hinrichsen sowie den anderen Ärzten, Pflegern und Patienten bestimmt er weitgehend, wie nahe man ihm treten darf. Beziehungen im eigentlichen Sinn verweigert er. Er spricht aus «Höflichkeit» mit den Ärzten, hingegen nicht mit den anderen Patienten. «Geht i[h]m etwas über den Weg, kann er recht grob und anstössig werden.»⁵¹ Die Einträge in Krankengeschichte und Pflegerapporten bele-

gen, dass Walser durchaus aggressiv und tötlich werden konnte, dass er laut schimpfend und fluchend die Station auf und ab lief, so dass sich Mitpatienten über sein rücksichtsloses Verhalten beklagten. Dennoch sind keinerlei therapeutische – oder andere – Zwangsnahmen Walser gegenüber zu rekonstruieren.

Ende Dezember 1935 wird er wegen eines Katarrhs mit Codein und Mixture solvens behandelt, im Frühling 1955 schliesslich wegen einer «Grippe-Lungenentzündung» mit hohem Fieber und blutigem Auswurf mit Penicillin.⁵² Angesichts dieser aufgezeichneten Details ist es unwahrscheinlich, dass therapeutische Massnahmen nicht in die Krankengeschichte eingetragen worden wären.

Die psychiatrische Nicht-Behandlung Robert Walsers während annähernd 28 Anstaltsjahren ist nicht nur interessant als subjektive Biographie eines, der lieber in Ruhe gelassen werden wollte und den man unbehelligt liess, sondern darüber hinaus ein signifikanter Beitrag zur Geschichte der Schweizer Psychiatrie.



Lisa Walser zwischen Fürsorge und Abwehr

«... dass es nicht ganz richtig war, mir als alleinstehender Frau die ganze Sorge um Robert zu überlassen.»

Iris Blum

Mit diesen Worten wendet sich Lisa Walser (1875–1944) am 27. März 1937 an Carl Seelig (1894–1962).¹ Sie berichtet dem Freund und Förderer Robert Walsers von den Bemühungen, ihren Bruder Karl Walser (1877–1943) in die finanzielle Verantwortung für Robert einzubinden, da der Unterhalt ihres Bruders Familienpflicht sei. Doch vergeblich. Beide Brüder, Karl wie Oscar (1872–1959), weigern sich, nach der Überführung von Robert Walser in die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau Beiträge zu leisten. «Sie erachten ihn nicht als krank und verlangen von ihm, dass er arbeite u. sich entweder durch Schriftstellerei oder durch irgend eine andere Arbeit seinen Lebensunterhalt verdiene.»² Die finanzielle und emotionale Verantwortung bleibt an Lisa hängen. «Sein schweres Schicksal lastet auf mir.»³

Robert Walser
auf einer Wanderung
von Urnäsch
nach Appenzell am
11. Mai 1942,
fotografiert von
Carl Seelig.

Hingabe und Verantwortung für die Familie

Bereits als Jugendliche trägt Lisa, die erstgeborene Tochter der Familie, im Walser'schen Haushalt Verantwortung. Die kinderreiche Familie lebt im kleinstädtischen Biel in wirtschaftlich beengten Verhältnissen. Die Mutter Elisa Walser-Marti (1839–1894) ist der Führung eines bürgerlichen Haushaltes und dem Kampf gegen den sozialen Abstieg immer weniger gewachsen: Sie wird «gemütskrank». Die älteste Tochter übernimmt in der folgenden Zeit den Haushalt und kümmert sich sowohl um die jüngeren Geschwister als auch um ihre Mutter. Lisa Walser habe ihre Mutter «besorgt und gepflegt, wie man ein kleines Kind pflegen muss. Denken Sie: ein Kind sieht seine Mutter zum Kinde werden und wird Mutter an der Mutter.»⁴ So beschreibt Robert Walser die Konstellation im Elternhaus in der Figur der Hedwig im autobiographisch gefärbten Roman «Geschwister Tanner». Lisa Walser tritt für die noch im elterlichen Haushalt lebenden jüngeren Geschwister Karl, Robert und Fanny (1882–1972) an die Stelle der Mutter. Nach dem Tod von Elisa Walser führt Lisa den väterlichen Haushalt noch mehrere Jahre weiter.

Lisa Walser übernimmt bereits in jungen Jahren die Aufgaben einer «sozialen Mutter», zuerst innerhalb der Walser'schen Familie, später als Lehrerin in der Klinik Bellelay und schliesslich immer mehr in der Beziehung zu ihrem Bruder Robert. Sie erfüllt in vielerlei Hinsicht die Rollenerwartungen, die im 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an eine Frau des Bürgertums gestellt werden. Im Geschlechtermodell der bürgerlichen Gesellschaft betätigt sich eine Frau gemäss ihrer vermeintlich natürlichen Begabung mit Hingebung, Einfühlsamkeit und Fürsorge in der Privatheit der Familie. Ihr so genannter Geschlechtscharakter prädestiniert sie in diesem ideologischen Entwurf für die Rolle als Gattin, Hausfrau und Mutter; die Frau ist für die private Reproduktion bestimmt.⁵ Ledige Frauen erfüllen ihre Aufgaben diesen Vorstellungen gemäss durch sozial(politisch)es Engagement für die Gesellschaft als Fürsorgerinnen, Krankenschwestern oder Lehrerinnen. Durch «erweiterte Mütterlichkeit»⁶ ersetzen diese Frauen die biologische Mutterschaft durch eine soziale und praktizieren diese über den familiären Rahmen hinaus in verschiedenen Berufen. Sie überwinden die Zuordnung zum familiären Binnenraum und erweitern ihr Wirkungsfeld in die produktive Öffentlichkeit, bleiben ihrer zugeschriebenen Rolle als «Hüterinnen der Menschlichkeit» jedoch treu.

Lehrerin in der Klinik Bellelay

Die «Mütterlichkeit», die Fürsorge für die Familie findet bei der unverheiratet und kinderlos bleibenden Lisa Walser in der Berufswahl ihre Fortsetzung. «Nach sieben Jahren des Verzichts und der Entsagung»⁷ besucht sie das Lehrerinnenseminar in Bern und tritt danach Stellen in Wynigen und in Täuffelen am Bielersee an. Danach verlässt Lisa Walser die Schweiz und wird als Privatlehrerin und später an der Schweizer Schule in Livorno tätig. 1912 kehrt sie in die Schweiz zurück und arbeitet kurze Zeit im städtischen Waisenhaus von Bern, um schliesslich bis zu ihrer Pensionierung an der privaten Schule der Psychiatrischen Anstalt Bellelay im Jura zu unterrichten. Die Kinder der Angestellten der Klinik, des Heizers also, der Glätterin, des Posthalters, der Krankenpfleger und der Ärzte gehen bei ihr in den Unterricht. Dieses Umfeld ist weit familiärer als eine öffentliche Anstellung in einer Gemeinde. So erinnert sich ein ehemaliger Schüler von Bellelay – Bernhard Böschenstein – an seine zweite Primarklasse bei Lisa Walser zu Beginn des Zweiten Weltkrieges: Die Lehrerin habe alle Klassen der Primarschule in allen Fächern unterrichtet. In der Pause habe sie die Kinder jeweils in ihrer Wohnung im ersten Stock des kleinen Schulhauses um ein Klavier herum zum Singen versammelt. An Sonntagen habe sie auch oft die unverheirateten Assistenzärzte und -ärztinnen sowie die Oberschwester zur Mittagsmahlzeit eingeladen. In diesem Umfeld erschien Lisa dem ehemaligen Schüler Bernhard «mütterlich, gütig, zärtlich».⁸ Böschenstein



stein ist des Lobes voll für die «umfangende Wärme» der Lehrerin sowie deren «unbegrenzte Behütung».⁹

Lisa Walser nimmt die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, Öffentlichkeit und Privatheit kaum vor. Sie ist während ihrer 28jährigen Lehrtätigkeit auf persönliche Art in den Betrieb der Klinik integriert und trägt auch selbst zur familiären Atmosphäre bei. In ihrem offenen Haus gehen Freunde und Bekannte ein und aus. So fällt ihr 1940 denn auch der Rückzug aus dem Beruf sehr schwer. «Seit ich aus meiner Geborgenheit von Bellelay und meiner gewohnten Arbeit herausgerissen worden bin, hänge ich wie in der Luft, bin unglücklich und leide schwer an Heimweh nach dem Schulhüschen und den lieben Kindern, deren Anhänglichkeit mir so nötig war.»¹⁰

Lisa Walser als
«gutbürgerliche
Dame», um 1910.

Lisa Walser (rechts)
zusammen mit
ihrer Freundin Frieda
Mermet in den
1930er-Jahren.

Bürgerliche Tugenden und Werte

Lisa Walser ist durch die verantwortungsvolle Stellung in der Familie, durch ihre Rolle als Erzieherin in Bellelay, als Vermittlerin zwischen Robert Walser und Otto Hinrichsen (1870–1941), dem Direktor/Chefarzt der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, sowie zwischen Robert und Carl Seelig durch rege Korrespondenz ein Vorbild an bürgerlicher Lebensführung. Pflicht, Verantwortung, Gewissenhaftigkeit und Fleiss bestimmen ihren Wertehimmel, auch wenn sie ihren künstlerisch ambitionierten Brüdern Ernst (1873–1916), Karl und Robert «in schwärmerischer Bewunderung zugetan»¹¹ ist. Denn zu diesen klassischen, oft abschätzig genannten bürgerlichen Tugenden gehören auch die emotionalen Fixsterne am Firmament: Liebe, Hingabe und Freundschaft.¹² Und diese Tugenden verkörpert Lisa im Besonderen. Diese Werte geben ihr Lebensorientierung. Ihr nahestehende Personen werden sich nach ihrem Tod bewundernd an ihre Pflichterfüllung, ihre mütterliche Sorge und ihr Verantwortungsgefühl erinnern.¹³



Gleichwohl ist die Rolle Lisas in der Walser'schen Familie als aufopfernde Schwester mit «grundgütigem Herzen»¹⁴ nur unzureichend charakterisiert. Denn Lisa Walser bestimmt mit ihrem Interesse, ihrem Informiertsein und ihren Vorstellungen von Tugenden und Werten sowie ihrer Empathie wesentliche Wendepunkte im Leben von Robert Walser.

Schulhäuschen mit
Lisa und Kindern
in Bellelay, um 1930.

Offene Türen bei Lisa

Lisa Walser äussert in ihren Briefen an Carl Seelig und Otto Hinrichsen immer wieder den Wunsch, Robert aus der psychiatrischen Klinik Herisau zu sich zu holen und gleichzeitig Bedenken, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Sie kennt die Situation aus früheren Jahren: Walser wohnte von Februar bis April 1902 bei ihr in Täuffelen am Bielersee, wo sie als junge Frau ihre erste Stelle als Lehrerin angetreten hatte. Im Jahre 1913 kehrte Walser als «Schiffbrüchiger» aus Berlin zurück und fand von März bis Mai/Juni wiederum bei Lisa im Gästezimmer Unterschlupf, diesmal in Bellelay, wo sich seine Schwester nach Auslandsaufenthalt eingerichtet hatte. Von Bellelay sagte Walser oft, es sei zu schön, und es gehe ihm zu gut.¹⁵

Die Besuche bei Lisa sind Oasen der Erholung, zugleich aber Orte, denen Walser entfliehen muss. Er zieht für die nächsten sieben Jahre nach Biel. In dieser Zeit unternimmt Walser häufig Wanderungen zu seiner Schwester nach dem 25 Kilometer entfernt gelegenen Bellelay. Über Lisa lernt er dort Frieda Mermet (1877–1969) kennen, mit der er fortan (1913–1942) einen regen Briefwechsel – ein «Distanz-Spiel»¹⁶ – führt. Die geschiedene Frieda Mermet war 1906 mit ihrem Sohn Louis aus Frankreich als Vorsteherin der Wäschereiabteilung in die Heilanstalt Bellelay gekommen und hatte sich mit Lisa Walser angefreundet.

Verschlossene Türen

1928 will Lisa ihren Bruder nach dessen Aufhalten in Bern nicht mehr bei sich in Bellelay zur Erholung aufnehmen. Am 24. Januar 1929 führt sie ihn in die wenige Kilometer vor Bern gelegene Irrenanstalt Waldau. 1939 erzählt Walser Carl Seelig von diesem Ereignis: «Noch vor dem Eingangstor habe ich sie (i.e. Lisa) gefragt: ‹Tun wir auch das Richtige?› Ihr Schweigen sagte mir genug. Was blieb mir übrig, als einzutreten?»¹⁷

Auch bei der Überführung in die Heil- und Pflegeanstalt nach Herisau spielt Lisa eine wichtige Rolle. Als Walser 1933 infolge einer Organisationsreform die Waldau verlassen muss, sieht sie sich nämlich ebenso wenig im Stande, ihn für eine gewisse Zeit zu sich zu nehmen. Walser wird gegen seinen Willen in die Klinik nach Herisau gebracht.

24. April 1939

Liebes Frl. Walser,

ich wollte Ihnen in aller, durch die mannigfachen Arbeiten für die Landesausstellung gebotenen Kürze mitteilen, dass ich gestern, Sonntag, mit Robert einen in jeder Hinsicht harmonischen und vergnügten Tag verlebt habe. Wir marschierten bereits um morgen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr nach einem kleinen Imbiss im Bahnhofrestaurant Herisau nach dem ca. 25 Kilometer entfernt gelegenen Wil, wo wir um 12 $\frac{1}{2}$ ankamen und bis 5 $\frac{1}{2}$ gut essen, tranken und angeregt über alles mögliche plauderten. Robert war so zutraulich wie noch nie; er hat mich übrigens vor einer Woche in einem Brief aufgefordert, wieder einmal mit ihm bummeln zu gehen.

Er erzählte mir auch, dass er mit Ihnen in Rapperswil einen vorzüglichen Fisch gegessen habe.

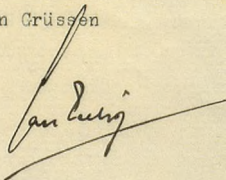
In bedenklichem Zustand sind seine Zähne. Kann man das wirklich weiter so gehen lassen?

R. äusserte übrigens: Niemand sei da, der ihm seine Freiheit zurückgeben wolle. Ob man es denn nicht einmal probieren könnte? In Biel, Bern oder irgendwo? Vielleicht käme er mit 200 Frk. monatlich aus. Sie könnten vom Sparheft bezogen werden, dass ich für ihn angelegt habe. Ob er dann wieder schreiben werde, wisse er selbst noch ~~XXX~~ nicht oder wolle sich nicht darüber äussern - jedenfalls M könne niemand von ihm verlangen, dass er ohne volle Freiheit zu schreiben beginne. Damit, dass man ihm ein Zimmer, Feder u. Papier zur Verfügung stelle, sei es nicht getan.

Ihnen, hochgeehrtes Frl. Walser, geht es hoffentlich gut. R. erzählte mir, dass Sie in Ascona in den Ferien waren.

Mit besten Grüssen

Jhr:



Aus der Korrespondenz mit Otto Hinrichsen und Carl Seelig in den Jahren 1937 bis 1941 wird jedoch deutlich, dass sich Lisa immer wieder ernsthaft mit dem Gedanken trägt, Robert bei sich aufzunehmen, um ihm «eine bessere Zukunft», «ein besseres u. hoffentlich auch noch nützliches Leben» verschaffen zu können.¹⁸ Verschiedene Briefe von Carl Seelig verunsichern, beunruhigen und setzen sie möglicherweise auch unter Druck, sich intensiv für die Entlassung ihres Bruders einzusetzen. Dabei sieht sie jedoch unlösbare Probleme auf sich zukommen. Zudem erinnert sie sich an das frühere Zusammenleben: «Oder aber seine frühere Tyrannei mir gegenüber würde wieder ausbrechen u. dem könnte ich dann nicht standhalten.»¹⁹ «Ich habe Robert früher oft nur schwer ertragen können und unter seinem tyrannischen Wesen sehr gelitten, wenn er längere Zeit bei mir zu Besuch war. Wie es werden sollte, wenn ich meinen Bruder nach meinem Rücktritt von der Schule ganz zu mir nähme, darüber mache ich mir keine Illusionen.»²⁰

Brief von Carl Seelig
an Lisa Walser,
24. April 1939.

Auch wenn die Erinnerungen Lisa Walsers an das gemeinsame Wohnen mit Robert in der Rückschau allenfalls düsterer geworden sind, zeigen die Zeilen an Hinrichsen, wie sehr sich Lisa von der Aufgabe überfordert fühlt und wie wenig Lust sie hat, ihren Ruhestand mit einem Menschen – «und wenn es der liebste wäre – leben zu sollen, der sich in seinem Denken soweit abseits verloren hat».²¹

Respekt vor Autoritäten

Entscheidend bei den Bemühungen um eine Entlassung aus der Anstalt ist auch die negative Beurteilung von Chefarzt Hinrichsen. Dieser äussert seine Bedenken in mehreren Schreiben, und Lisa selbst hätte ohne Zustimmung Hinrichsens nichts unternommen. In Bezug auf Roberts Krankheit erachtet sie Hinrichsen als wichtigsten Experten. Er bildet den Referenzpunkt ihres Handelns und wird aufgrund seiner Amtsautorität als Lebensberater anerkannt. Erleichtert, wenn auch traurig darüber, für Robert nicht mehr tun zu können, wird sie durch die Diagnose des Fachmannes von der Sorge entbunden, Robert aufnehmen zu müssen. Auch ihre Opferbereitschaft und ihr Altruismus sind begrenzt. Mehr als einmal erwähnt Lisa die finanziellen Engpässe, die sich durch seinen Aufenthalt ergeben könnten. Zudem betont sie, dass sie auch seit Jahren «die einzige Schwester zu unterstützen habe».²²

«Wenn ich finanziell unabhängig wäre [...]. Aber ich stecke ja immer noch im Beruf und für später ist mein Einkommen nicht so, dass ich meinen Bruder zu mir nehmen und mir daneben ein einigermaßen freies Dasein verschaffen könnte.»²³

Bellegay, 15. Juni 1933.

Hoch. Direktion der Heil- u. Pflegeanstalt

Herisau.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Erlauben Sie mir einige Worte zur dem Aufnahme-
gesuch für meinen Bruder Robert Walser: Wie Sie
aus dem Vermögens-Ausweis ersuchen, besitzt R. Walser
den Güterkassen von fr. 72 44, 75. Dasselbe soll für die
Kosten in der Anstalt Herisau verwendet werden
und eine Haftsumme meinerseits erst dann eintreten,
wenn einmal dieses Vermögen nicht mehr vorhanden
ist. Diesen Vorbehalt zu machen bin ich gezwungen, weil
meine beiden anderen Brüder Oscar u. Karl Walser
heute jede Hilfe an der Mittragung der Kosten verweigern.
Die Kosten pro Tag für die III. Kl. würden laut Ihnen
geehrten Schreibens an Herrn Direktor Klessi betragen:
ohne eigenes Zimmer fr. 2.50, als Apparateller sogar mind. 25.

Ich hoffe sehr, dass Sie an meinem Bruder R. Walser
einen ruhigen Patienten haben werden, der sich Ihren
Weisungen und der Hausordnung gerne fügt ist.
Es erlaube ich mir, den Kranken Ihrem Wohlwollen
besonders zu empfehlen.

Mit vorzüglichen Hochachtung!

L. Walser Lehrer.

Angst und Überforderung

Die tieferen Gründe aber liegen anderswo. Lisa hat Angst vor der Aufgabe und fürchtet um ihre eigene Freiheit. Zudem fühlt sie sich dieser Aufgabe psychisch und körperlich nicht mehr gewachsen. Zu diesem Zeitpunkt ist Lisa 63 Jahre alt, und das jahrelange Unterrichten hat sie ausgezehrt. Übermüdung und Erschöpfung sind in den Briefen der Jahre 1936 bis 1943 an Carl Seelig ein zentrales Thema. Fleiss und Pflichtbewusstsein haben die Lehrerin durch Überanstrengung und Schlaflosigkeit immer wieder an den Rand totaler Erschöpfung gebracht. Sie musste zeitweise Krankheitsurlaube beziehen und ihre Ferien zu Kuren nutzen, um den Schulunterricht wieder aufnehmen zu können. Darüber hinaus bedrückt sie die düstere Krankenstimmung in Bellelay in den letzten Jahren sehr.²⁴

«Zu mir nach Bellelay könnte ich Robert nicht nehmen; die Arbeit für die Schüler ermüdet mich ohnedies zu sehr, sodass ich eine ständige Anspannung in den Zwischenstunden wohl kaum mehr ertragen würde.»²⁵ Die Schwester stellt sich auch vor, wie dieses Zusammenleben aussehen könnte, verspricht sich davon jedoch wenig, da sich Robert ihren Anweisungen zur Mitarbeit in Haushalt und Garten sicher verweigern würde.²⁶ Für Lisa stellt sich nicht mehr die Frage, ob sich Robert ein Leben ausserhalb der Anstalt vorstellen kann, sondern ob er sich im Zusammenleben mit ihr so anpassen könnte, dass sie es seelisch ertragen würde.²⁷

Aus diesen Gründen entscheidet sie über den Kopf ihres Bruders hinweg. Während sie im April 1943 noch überlegt, wie Robert sich in ein Leben ausserhalb der Anstalt einfügen könnte, stellt sie im Juli 1943 fest, dass er bestimmt nicht mehr das Verlangen habe, ausserhalb der Klinik zu leben. Denn Lisa kann den Gedanken nicht ertragen, «Robert irgendwo allein hausen zu wissen».²⁸ Am 2. Januar 1944 eröffnet Carl Seelig Robert auf einem Spaziergang Lisas Wunsch, er möge sie doch besuchen. Lisa Walser liegt todkrank in einem Berner Spital. Walser lehnt schroff ab und erwähnt, dass er in der Anstalt seine täglichen Pflichten habe und diese nicht vernachlässigen wolle. «Nur nicht auffallen und die Anstaltsordnung stören! Das darf ich mir nicht erlauben. [...] Nun, in Gottes Namen, dann sehen wir uns halt nie mehr. Das ist Menschenschicksal. Auch ich werde einmal allein sterben müssen.»²⁹

Lisas Aufnahme-
gesuch an die Klinik-
Direktion in Herisau,
15. Juni 1933.



Unter Vormundschaft

«Er wünsche in dieser Beziehung frei zu sein.»

Peter Witschi

Es ist allgemein bekannt, dass Robert Walser die letzten Jahre seines Lebens in psychiatrischen Anstalten verbracht hat. Dass er zugleich auch bevormundet war und als Patient und Mündel gewissermassen in doppelter Weise ausserhalb der bürgerlichen Welt stand, blieb weitgehend unbeachtet. Einblick in diesen Aspekt von Walsers Biographie geben insbesondere die Vormundschaftsakten im Archiv seiner Bürgergemeinde Teufen sowie die im Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden aufbewahrte Krankengeschichte und Klinik-Korrespondenz.

Robert Walser auf einer Wanderung von Urnäsch nach Appenzell am 11. Mai 1942 beim Kloster Jakobsbad, fotografiert von Carl Seelig.

Bevormundung wider Willen

Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Klinik Bern-Waldau wurde Robert Walser auf Veranlassung seiner Schwester Lisa am 19. Juni 1933 in die Appenzell-ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt in Herisau überführt. Diese Transferierung geschah gegen den Willen des Betroffenen, der vergeblich darauf verwiesen hatte, er habe doch seine eigene Freiheit zu tun, was ihm beliebe.¹ Monate später brachte eine Anfrage der Herisauer Klinikverwaltung das Entmündigungsverfahren ins Rollen: «Der Genannte besitze noch ein kleineres Vermögen. Es sollte [...] für denselben ein gesetzlicher Vertreter bestellt werden.»² Doch dafür war der Patient nicht zu gewinnen. Ende November 1933 gelangte Klinikdirektor Otto Hinrichsen (1870–1941) an Lisa Walser (1875–1944), um deren Mitwirkung sicherzustellen und sie als Vormund oder Beistand ihres Bruders zu gewinnen.³ Hatte Lisa 1929 den Klinikeintritt arrangiert, so wurde sie nun auch in dieser Sache mitverantwortlich.

Da Walser vor seiner Überführung ins Appenzellerland in Bern wohnhaft gewesen war, wurde im Dezember 1933 die dortige Vormundschaftsbehörde für zuständig erklärt. Das vom Herisauer Klinikdirektor zu Handen des Stadtberner Vormundschaftsbüros ausgestellte Gutachten datiert vom 19. Januar 1934. Darin finden sich folgende Beobach-

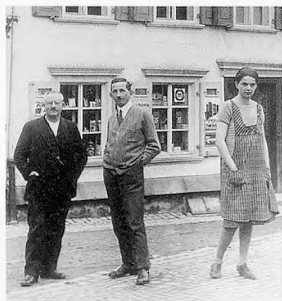
tungen: «Patient ist zeitlich, örtlich, persönlich orientiert, luzid, ruhig, freundlich im Umgang, aber ausgesprochen gleichgültig, lebt hier in der Anstalt zufrieden dahin, drängt nicht auf Entlassung, liest, wird auch ein wenig beschäftigt. Man kann sich sehr wohl mit ihm unterhalten.» Trotzdem bestätigte der Gutachter die Waldauer Diagnose Schizophrenie und kam zum Schluss, aufgrund des geisteskranken Zustandes sei Robert Walser nicht fähig, seine eigenen Angelegenheiten richtig zu besorgen; zugleich wurde die Bevormundung als berechtigt erachtet.⁴



Jakob Walser, Teufen

Vormund 31.5.1934–13.2.1941

Jakob Walser (1886–1974), Bürger von Gais. Inhaber eines Rideaux-Fabrikationsgeschäfts und Präsident des Konsumvereins Teufen. Von 1933 bis 1938 Mitglied des Gemeinderates Teufen. Begeisterter Alpinist und Bergwanderer.



Alfred Hungerbühler, Teufen

Vormund 13.2.1941–24.5.1944

Alfred Hungerbühler (1891–1957), Bürger von Romanshorn. Der ausgebildete Malermeister liess sich 1926 in Teufen nieder und führte zusammen mit Ehefrau Lydia und den Töchtern den Konsum im Dorfzentrum. Das Bild zeigt ihn (Mitte) vor seinem Geschäft, ca. 1932.



Carl Seelig, Zürich

Vormund 24.5.1944–1956

Carl Seelig (1894–1962), Bürger von Zürich, Sohn des wohlhabenden Seidenhändlers Carl und der Julie Alwine Kuhn aus Thal SG. Kantonschule und Maturität in Trogen AR. Jurastudium in Neuchâtel und Zürich. Publizist, Verleger, Mäzen und Schriftsteller. Biograph von Novalis und Albert Einstein. Seit 1936 mit Robert Walser in Kontakt und Herausgeber von Walser-Texten.

Erst am 16. März 1934, wenige Tage vor der entscheidenden Gerichtsverhandlung, wurde Robert Walser über das weit fortgeschrittene Verfahren informiert. Bei der Befragung durch den kommissarisch abgeordneten Bezirksgerichtspräsidenten Jakob Züllli hielt Robert Walser an seiner ablehnenden Haltung fest.⁵ Da der Anstaltsdirektor trotz entsprechender Vorladung seinem Patienten die Reise nach Bern nicht zumuten wollte, fand die Hauptverhandlung ohne den Direktbetroffenen statt.⁶ Mit Entscheid vom 23. März 1934 stellte das Amtsgericht Bern den Schriftsteller in Anwendung von Artikel 369 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches wegen Geisteskrankheit unter Vormundschaft. Damit folgte das Gericht dem gleichlautenden Antrag der Vormundschaftskommission Bern. In der Erwägung, der Geisteszustand erlaube es dem Betroffenen nicht, seine eigenen Angelegenheiten richtig zu besorgen, und entgegen dessen Willensäusserung, «er wünsche in dieser Beziehung frei zu sein», kam das Urteil zustande.⁷

Die Betreuung des Dossiers Walser besorgte vorerst das bernische Vormundschaftsbüro. Auf Anfrage von Lisa Walser erklärte sich der Gemeinderat Teufen am 31. Mai 1934 zur Übernahme der Vormundschaft bereit. Zugleich wurde Gemeinderat Jakob Walser (1886–1974) als Vormund bezeichnet. Im Juni 1934 wurde die Vormundschaft formell der Bürgergemeinde Teufen abgetreten; zugleich übergab das Stadtberner Vormundschaftsbüro die mit dem Mandat verbundenen Vermögenswerte.

Halbzeitwirren – Carl Seelig wird Vormund

Zehn Jahre später löste die Nachlassregelung der am 7. Januar 1944 in Bern verstorbenen Lisa Walser heftige Schriftwechsel aus. So wirkte die Schwester über ihren Tod hinaus für Robert Walsers Schicksal bestimmend. Zündstoff lieferte der Umstand, dass die Bürgergemeinde sich in die Regelung der Erbschaft von Lisa in kleinlicher Weise einmischte, umgekehrt aber die Geschwister Oscar Walser (1872–1959) und Fanny Hegi-Walser (1882–1972) nur pauschal über die Vermögensverhältnisse von Robert orientierte.

Mit der Begründung, Robert Otto Walser sei urteilsfähig, ersuchte der in Lugano wohnhafte Bruder Oscar Ende April 1944 den Gemeinderat von Teufen um Aufhebung der Vormundschaft. Laut den Bestimmungen des Schweizerischen Zivilgesetzbuches war in einem solchen Fall das Urteil von Sachverständigen einzuholen.⁸ Angesichts des geringen Vermögensbestandes des Bevormundeten aber wollte die Teufner Vorsteherchaft davon absehen, eine erneute psychiatrische Begutachtung vornehmen zu lassen.⁹ Der Antragsteller sollte einen Kostenvorschuss leisten und selbst das unumgängliche Gutachten beibringen. Doch obwohl man in der Krankengeschichte am 26. Februar 1944 vermerkt hatte, –

No. 8222

Vormundschafts-Bericht

über

Name des Bevormundeten: Walser, Robert Otto,
 Heimatort: Taufen,
 Geburtsdatum: 15. April 1878,
 Aufenthaltsort: Taufen,
 Erstattet für die Zeit vom 1. Januar 1939
 bis 31. Dezember 1939
 vom Vormund: Alt Gemeinderat Jakob Walser, Dorf, Taufen.

Zur Beachtung!

Der Bericht soll, je nachdem es sich um erwachsene oder unterwachsene Mündel handelt, über folgende Fragen Auskunft geben:

Bei erwachsenen Bevormundeten: Was arbeiten sie? Wie viel Lohn? Wie wird er verwendet? Wer bezahlt allfällige Pflegekosten? Oekonomische Verhältnisse?

Bei Kindern: Wo sind sie untergebracht? Sind sie gesund? Wie ist ihre Erziehung? Wo wohnen die Eltern? Wer bezahlt allfällige Kosten?

Bei schulpflichtigen Kindern ferner: Welche Schulklassen besuchen sie? Mit welchem Erfolge?

Bei der Schule entlassenen Mündeln: Wo sind sie untergebracht? Wo und mit welchem Erfolge sind sie in der Lehre oder in Stellung?

Dieses Formular kann, mit entsprechenden Abänderungen, auch für Beistandschafts- oder Beiratschaftsberichte verwendet werden.

No. 8381

Vormundschafts-Bericht

über

Name des Bevormundeten: W a l s e r, Robert, Otto
 Heimatort: Taufen
 Geburtsdatum: 15. April 1878
 Aufenthaltsort: i. App. A. Rh. Heil- & Pflegeanstalt Herisau
 Erstattet für die Zeit vom 1. Januar 1947
 bis 31. Dezember 1947
 vom Vormund: Herrn Karl Seelig, Mühlebühlstr. 12, Zürich

Zur Beachtung!

Der Bericht soll, je nachdem es sich um erwachsene oder unterwachsene Mündel handelt, über folgende Fragen Auskunft geben:

Bei erwachsenen Bevormundeten: Was arbeiten sie? Wie viel Lohn? Wie wird er verwendet? Wer bezahlt allfällige Pflegekosten? Oekonomische Verhältnisse?

Bei Kindern: Wo sind sie untergebracht? Sind sie gesund? Wie ist ihre Erziehung? Wo wohnen die Eltern? Wer bezahlt allfällige Kosten?

Bei schulpflichtigen Kindern ferner: Welche Schulklassen besuchen sie? Mit welchem Erfolge?

Bei der Schule entlassenen Mündeln: Wo sind sie untergebracht? Wo und mit welchem Erfolge sind sie in der Lehre oder in Stellung?

Dieses Formular kann, mit entsprechenden Abänderungen, auch für Beistandschafts- oder Beiratschaftsberichte verwendet werden.

Bericht.

Der Mündel Walser Robert Otto befindet sich immer in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. Er ist ein sehr ruhiger Patient, verkehrt mit niemanden und geht allein spazieren.

An die Aufnahme der schriftstellerischen Tätigkeit, oder einer andern Arbeit ist kaum mehr zu denken, da er bereits über 60 Jahre alt ist und solche Tätigkeiten nicht mehr vorhanden sind.

An eine Entlassung ist nicht mehr zu denken, da er unbedingt unter Aufsicht bleiben muss. Ich habe früher schon an die Überführung in das Altersheim "Alpstein" gedacht, warte jedoch nicht, einen solchen Antrag zu stellen, da es ungewiss ist, ob er sich dieser Anstaltsleitung unterziehen würde.

Taufen, den 6. März 1940.

Der Vormund:

Jakob Walser

Beschluss der Vogtrechnungskommission vom 7. März 1940

Genehmigt

Der Präsident:

Karl Seelig

Der Aktuar:

J. Seelig

Bericht.

Im gewandtschaftlichen und geistigen Zustand meines Mündels hat sich im Berichtsjahr keine Änderung ergeben. Am Vormittag hilft er den Schwestern bei den Hausarbeiten, am Nachmittag besorgt er mit vorbildlichem Eifer das Kleben von Papyrolschieben. Auf unseren gemeinsamen Wanderungen erfreut er den Berichterstatter immer durch seine Liebe zur Natur und sein originelles Urteilsvermögen in allen kindlichen und realen Situationen, die sich während der Gespräche ergeben.

J. Seelig, den 23. Februar 1945

Der Vormund:

Karl Seelig

Beschluss der Vogtrechnungskommission vom 3. März 1948

Genehmigt

Der Präsident:

Karl Seelig

Der Aktuar:

J. Seelig

«erscheint ärztlich wirklich der Versuch der Versetzung in ein freieres Milieu indiziert»¹⁰ – war Klinikdirektor Heinrich Künzler (1903–1978) nicht zum erwünschten Attest zu bewegen. Gegenüber der Gemeindeganzlei äusserte Künzler gar die Vermutung, der antragstellende Bruder wünsche im Grunde genommen nicht die Aufhebung der Vormundschaft, sondern bloss einen Wechsel in der Person des Vormundes.¹¹ Im Einverständnis mit Klinikdirektion und Oscar bestimmte der Gemeinderat Ende Mai 1944 Carl Seelig (1894–1962), der seit 1936 in Kontakt mit Robert Walser stand, als neuen Vormund. Eine Randnotiz zum Schreiben von Klinikdirektor Künzler vom 22. Mai 1944 an Oscar Walser legt nahe, dass Roberts Meinung abermals nicht gefragt war: «Ihr Bruder äusserte bei der heutigen Visite, er wünsche keinen anderen Vormund, speziell Herrn Seelig nicht, doch kann man darauf wohl nicht abstellen.»¹²

Bereits Ende Juni 1944 unternahm Oscar Walser einen zweiten Versuch. Mit dem Argument, sein Bruder sei «weder geisteskrank noch geistesschwach», wiederholte er das frühere Begehren um definitive Aufhebung der Vormundschaft. Zugleich machte er geltend, auch vom finanziellen Standpunkt aus sei die Vormundschaft ganz unberechtigt, «indem die Gemeinde Teufen bis jetzt ... keinen Centime für meinen Bruder Robert Walser auszulegen hatte und dies nach aller Voraussicht auch in Zukunft nicht wird tun müssen». Am selben Tag orientierte er Vormund Carl Seelig über seinen Vorstoss und insistierte: «Nur wenn diesem Begehren Folge gegeben wird, kann die Einmischung der Teufner Behörden in Roberts finanzielle Angelegenheiten endgültig ausgeschaltet werden!»¹³ Wenig später meldete sich Seelig bei Oscar Walser. Er habe gegenüber der Gemeinde das Gesuch befürwortend unterstützt, doch sei er ohne grosse Hoffnung durchzudringen. Dr. Künzler sei nicht zu bewegen, das hierfür erforderliche ärztliche Zeugnis, das eine Besserung im Geisteszustand Roberts feststellt, abzugeben; «er sagt, dieser sei der gleiche geblieben».¹⁴ Und ohne Gutachten war die Vormundschaftsbehörde nicht zum Handeln bereit. So verliefen Oscars Vorstösse im Sand.

Weder die Gemeindebehörden noch Carl Seelig unternahmen später je wieder einen ernsthaften Versuch zur Aufhebung der Vormundschaft. Vielleicht hätte Robert Walser eine solche Offerte auch nicht angenommen, treu der Devise von Simon Tanner: «Ich hasse die Freiheit, wenn ich sie so hingeworfen bekomme.»¹⁵

Finanzsorgen – und doch keine

Anders als während seiner schriftstellerischen Wanderjahre blieb Robert Walser als Anstaltsinsasse frei von finanziellen Sorgen. Seine Geschwister und Vormünder waren für das Lebensnotwendige besorgt. Robert Walser lebte zwar bescheiden und war bloss Pensionär der dritten Klasse. Den-

Jahresberichte der
Vormünder
Jakob Walser und
Carl Seelig für
die Jahre 1939/40
und 1944/45.

Aus den Vormundschaftsberichten 1937–1955

«Der Mündel ist immer noch in der Heil- und Pflegeanstalt Herisau versorgt. Es muss aber die Möglichkeit erwogen werden, den Patienten gelegentlich wieder aus der Anstalt zu entlassen und ihn wieder seiner bisherigen Tätigkeit zuzuführen.» (Jakob Walser, 2. März 1937)

«Der Mündel Robert Walser befindet sich immer in der Heil- und Pflegeanstalt Herisau und es besteht sehr wenig Aussicht, dass eine Entlassung in die Wege geleitet werden könnte. Er ist ein ruhiger Patient und erfordert in der Anstalt keine besondere Behandlung.» (Jakob Walser, 21. Februar 1939)

«Er ist ein ruhiger Patient, verkehrt mit niemandem und geht allein spazieren.» (Jakob Walser, 6. März 1940)

«Geistig ist sein Zustand immer noch gleich, nicht gefährlich aber doch so, dass er sich nicht allein durch die Welt bringen könnte, da er immer noch die gleichen Hemmungen im Verkehr mit den Mitmenschen hat.» (Alfred Hungerbühler, 8. März 1943)

«Mein Mündel ROBERT WALSER befindet sich körperlich in gutem Zustand. Soot oft ich ihn besuche, unternehmen wir grössere Spaziergänge, auf denen er sich für sein Alter hervorragend zu Fuss zeigt.» (Carl Seelig, 21. Februar 1945)

«Mein Mündel ist ein Vorbild an Bescheidenheit und glücklicher Verbundenheit mit der Natur.» (Carl Seelig, 23. Februar 1947)

«Mein Mündel hilft am Vormittag der Anstaltsschwester bei den Hausarbeiten, während er am Nachmittag mit Gewissenhaftigkeit Papiersäcke klebt. Er ist ziemlich ungesellig und zurückgezogen, macht aber dem Vormund in jeder Beziehung Freude.» (Carl Seelig, 1. März 1949)

«Die Anstalt ist ihm zur letzten Heimat geworden und gibt ihm den inneren (und äusseren) Frieden, den er sich wünscht.» (Carl Seelig, 21. Februar 1951)

«Sein Zustand ist ein sehr erfreulicher u. Hr. Robert Walser fühlt sich in der Heil- und Pflegeanstalt von Herisau heimisch. Ich besuche ihn öfters, schicke ihm Pakete und mache ausgedehnte Wanderungen mit ihm.» (Carl Seelig, 8. Februar 1955)

SAMMLUNG KLOSTERBERG
SCHWEIZERISCHE REIHE

ROBERT WALSER

Gedichte

Eine neue Ausgabe dieses
bezaubernd eigenwilligen
Jugendwerks mit den
Zeichnungen Karl Walsers

BENNO SCHWABE & CO. BASEL

SAMMLUNG KLOSTERBERG
SCHWEIZERISCHE REIHE

ROBERT WALSER

*Vom Glück des Unglücks
und der Armut*

Die schönsten besinnlichen
Stellen aus Walsers Büchern –
stille Weisheit
eines wahren Poeten

BENNO SCHWABE & CO. BASEL

ROBERT WALSER

STILLE FREUDEN



ROBERT WALSER

DER SPAZIERGANG

MIT ZEICHNUNGEN VON EUGEN FRÖH

BÜHL-VERLAG, HERRLIBERG-ZÜRICH

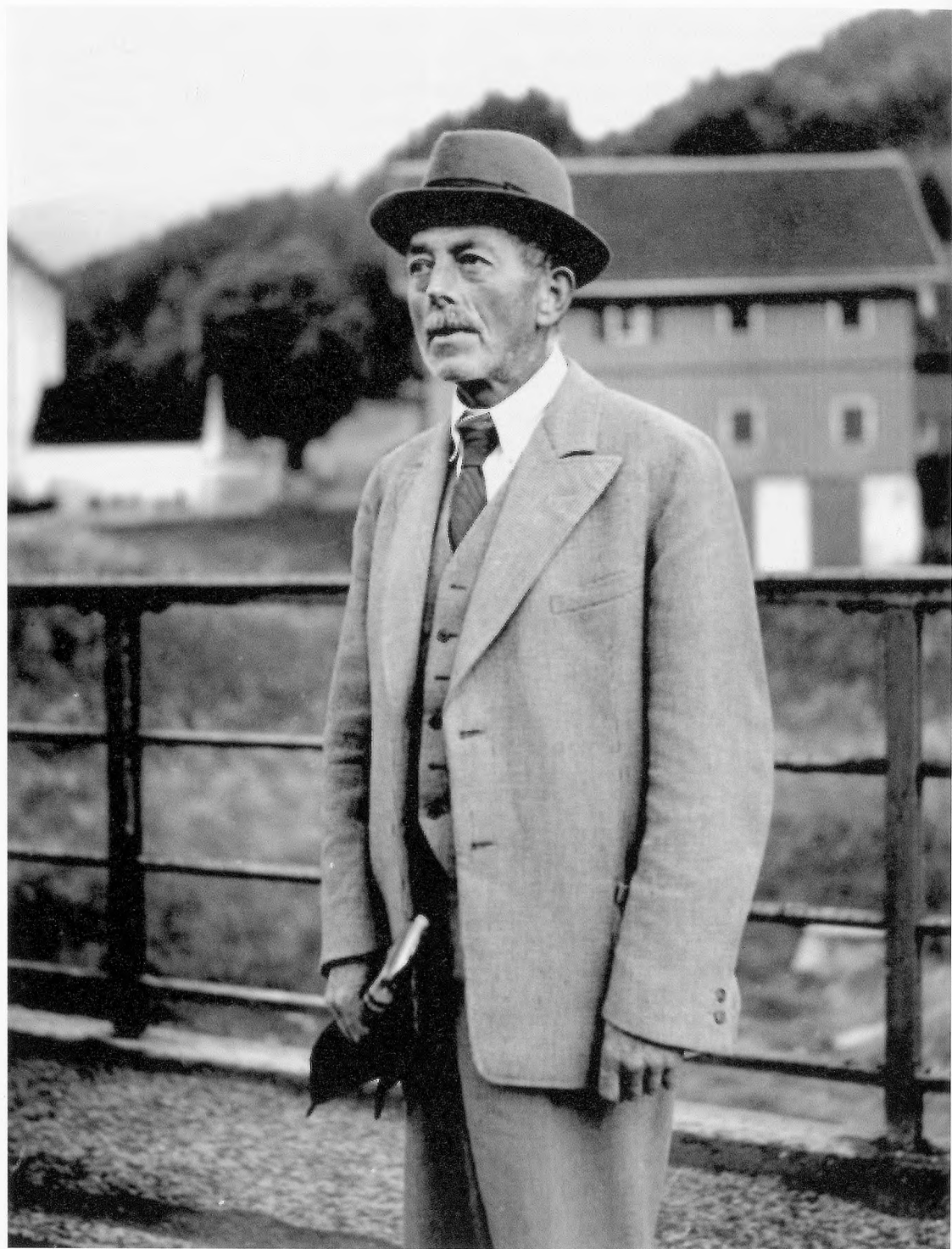
sei, dass der «Staat» ihm einen Streich spiele, man ihn ins Armenhaus tue!», zeigt, dass Robert Walser keinesfalls ganz unten landen wollte.¹⁷

Nach sieben Anstaltsjahren waren die Eigenmittel soweit reduziert, dass Vormund Jakob Walser mit der baldigen Beanspruchung öffentlicher Fürsorgemittel rechnete. Anfang August 1940 teilte er Lisa mit, man werde sich demnächst mit der Armenbehörde in Teufen in Verbindung setzen und das Weitere vorbereiten.¹⁸ Etwa zur selben Zeit erwog man eine Versetzung von Robert Walser ins Teufner Gemeindealtersheim Alpstein. «Da es ungewiss ist, ob er sich dieser Anstaltsleitung unterziehen würde», gab man diese Absicht aber wieder auf.¹⁹

Obwohl mehrmals nahe daran, wurde Robert Walser nie ein Fürsorgefall. Dies war in hohem Masse das Verdienst von Lisa, die ihren Bruder regelmässig mit Kleidung, Naturalien und Bargeld unterstützte. Dass es auch nach 1940 nicht so weit kam, hatten Bürgergemeinde und Verwandtschaft dem Mäzen und Vormund Carl Seelig zu verdanken. Stetiges Honorarinkasso und etliche Stiftungsbeiträge liessen das 1945 unter die Tausendfrankenmarke abgesunkene Vermögen wieder anwachsen. Bereits in seinem ersten Vormundschaftsbericht durfte Carl Seelig vermerken, dass die Anstaltskosten aus den Honoraren bezahlt werden konnten. Zu den grösseren Honorarzahlungen gehörte die im Juli 1949 avisierte Entschädigung des Rascher-Verlags Zürich für 933 verkaufte Exemplare von «Geschwister Tanner» im Betrag von 523 Franken.

Bis zum Tod des Mündels wuchs das Vermögen auf über 10000 Franken an. Mit dem Erbteilungsvertrag vom 17. Juli 1957 konnten die beiden überlebenden Geschwister Oscar und Fanny je knapp 5000 Franken erben.

Im Jahr der Ernennung zum Vormund gab Carl Seelig gleich vier Bücher mit Texten Robert Walsers heraus: «Gedichte» sowie «Vom Glück des Unglücks und der Armut», beide Basel 1944; «Stille Freuden», Olten 1944; «Der Spaziergang», Herrliberg-Zürich 1944.²¹



Die Walser von Teufen

«Wir Walsers sind alle so übersteigert verletzlich und am Familienverband hängend.»

Thomas Fuchs

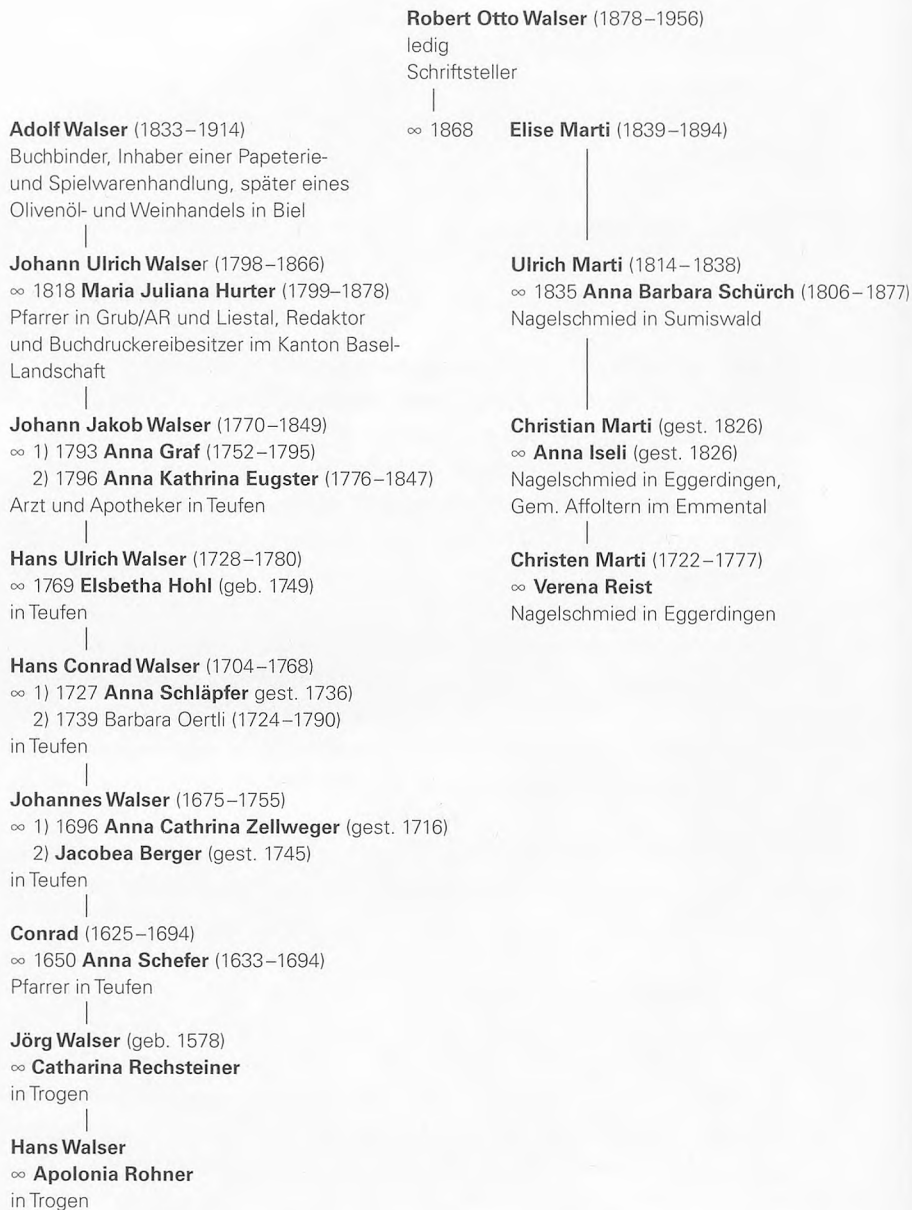
Robert Walsers Verhältnis zur eigenen Familie war ein zwiespältiges. Als er am 21. März 1941 auf einer Wanderung mit Carl Seelig (1894–1962) durch seinen Bürgerort Teufen kam, schüttelte er das Thema Familiengeschichte unwirsch ab. Seine Vorfahren, ja seine Familie überhaupt, interessierten ihn nicht (mehr). Schon beim ersten Besuch in Teufen im September 1940 war, auch wenn sich dies Seelig, als er dieses Wanderziel vorschlug, wohl anders erhofft hatte, die familiäre Herkunft kein Thema.¹ Die intensive posthume Beschäftigung mit Werk und Person des rätselvollen Schriftstellers weckte dann aber auch das Interesse an seinen Vorfahren im Appenzellerland. In Form des Bürgerorts Teufen gab die Abstammung ja den Ausschlag dafür, dass Robert Walser in der für ihn fremden Ostschweiz, in der Heil- und Pflegeanstalt des Kantons Appenzell Ausserrhoden in Herisau, seine letzten 23 Lebensjahre verbrachte. Dieser Text spürt den Ausserrhoder Vorfahren Robert Walsers nach. Da sich Abstammung in der Schweiz zu jener Zeit über die Väter definierte, wird hauptsächlich von ihnen die Rede sein.

Robert Walser auf einer Wanderung von Urnäsch nach Appenzell am 11. Mai 1942, fotografiert von Carl Seelig.

Familientradition der Bildung

Robert Walsers Abstammung lässt sich, wenn wir einen Eintrag im Teufner Taufbuch von 1704 als Versehen des damaligen Pfarrers Gabriel Walser (1655–1730) interpretieren,² bis zum 1578 geborenen Jörg Walser und dessen Eltern Hans und Apolonia geb. Rohner zurückverfolgen.³ Diese lebten in der damals noch die späteren Gemeinden Wald und Rehetobel miteinschliessenden Kirchhöri Trogen und waren wohl Nachfahren eines im 15. Jahrhundert von Altstätten ins Appenzellerland übersiedelten Peter Walser.⁴ Robert Walsers Bürgerort Teufen geht auf Jörgs Sohn Conrad (1625–1694) zurück, der während 36 Jahren das Teufner Pfarramt versah.

Ahnentafel des Schriftstellers Robert Walser



Dass Conrad den Pfarrerberuf erlernen konnte, lässt auf einen gewissen Wohlstand, der ungewöhnliche Vorname Apolonia der Grossmutter auf eine gewisse Bildung der Ahnen schliessen. Conrad war möglicherweise nicht der erste Geistliche in der Familie. Beim 1635 in Scherzingen verstorbenen und von 1617 bis 1628 im ausserrhodischen Grub und zuvor in Trimmis tätig gewesenem Pfarrer Peter Walser könnte es sich um einen 1581 geborenen Sohn von Hans und Apolonia Walser-Rohner gehandelt haben und nicht um einen Bündner, wie dies häufig behauptet wurde.⁵ Mit Sicherheit ist die vom Robert-Walser-Biographen Robert Mächler vertretene Ansicht, Conrad stamme von einem Bündner Pfarrer Peter Walser ab, zu korrigieren.⁶

In der Nachfolge von Conrad Walser (1625–1694) ergab sich bis ins 19. Jahrhundert eine mit den angeblich noch von Robert Walsers Grossvater Johann Ulrich (1798–1866) hochgehaltenen Tugenden Einfachheit, Sparsamkeit und Mässigkeit⁷ verbundene Bildungstradition, wie sie auch andere Angehörige der Oberschicht in Appenzell Ausserrhoden pflegten. Neben angesehenen Kaufleuten und Ärzten fällt die aussergewöhnlich hohe Zahl von Geistlichen auf. Eine vergleichbare Dichte an Pfarrherren kannte sonst nur die Herisauer Familie Schiess. Politisch traten die Walser dagegen nur selten in Erscheinung. Ausgehend von Conrad und seinem ältesten Sohn Gabriel (1655–1730), der von 1704 bis 1714 ebenfalls in Teufen wirkte, finden sich von 1650 bis 1880 in sieben Generationen zwölf Pfarrer in ununterbrochener Folge, darunter der als Kartograf und Chronist bekannte Gabriel Walser (1695–1776). Hinzu kommen mindestens fünf weitere Geistliche in anderen Familienzweigen. Wir finden sie ausser in Teufen auch in Wolfhalden und Herisau eingebürgert. Im frühen 19. Jahrhundert waren drei Brüder, ein Vetter und zwei entferntere Verwandte, gleichzeitig im Amt. In der zweiten Hälfte dieses zunehmend säkularisierten Jahrhunderts fand die Walser'sche Pfarrertradition ein Ende. Der auch publizistisch tätige Hermann Walser (1891–1961) knüpfte im 20. Jahrhundert wieder an sie an.

Robert Walser entstammt nicht der direkten Generationenfolge der Pfarrherren. Auch in seinem Familienstamm wurde aber die Bildungstradition hochgehalten. Der von allen Vorfahren bis zum Grossvater hochgehaltene Brauch ansehnlicher Vermächtnisse zugunsten öffentlicher Institutionen zeugt zudem von einem Wohlstand, der die Familie über mehrere Jahrhunderte der Oberschicht angehören liess.

Der Teufner Stammvater Conrad Walser (1625–1694)

Stammvater der Teufner Walser war Conrad (1625–1694), der am 5. Mai 1650 zum Pfarrer der Gemeinde Teufen gewählt wurde. Es war die erste Stelle für den aus Trogen stammenden Jungpfarrer, der am Oster-



Vom Ehepaar Conrad und Anna Walser-Schefer 1694 gestifteter Abendmahlkelch mit eingraviertem Walser-Wappen.

nachmittag dieses Jahres von der Kanzel seines Heimatortes erstmals überhaupt «öffentlich gepredigt» hatte. Die Teufner Pfarrstelle war zuvor eine Zeit lang von Aushelfern versehen worden, nachdem sich Samuel Gmünder (geb. 1613, Pfarrer in Teufen ab 1634) nach seiner Scheidung überstürzt in die kriegsversehrte Pfalz abgesetzt hatte. Im zivilstandsamtlichen Aufgabenbereich seiner neuen Stelle musste Conrad Walser erst einmal die Taufen der letzten zweieinhalb Jahre aus den «Sudelbüchern» der Vorgänger ins Reine übertragen.⁸ 1657 stellte der gut Gebildete seine Talente den Teufner Behörden zur Verfügung und erstellte systematische Verzeichnisse aller nicht zum Kirchengut gehörigen öffentlichen Kapitalien.⁹

Fast gleichzeitig mit seinem Amtsantritt verheiratete sich Conrad Walser mit der aus Teufen stammenden Anna Schefer (1633–1694), einer Tochter des späteren Gemeindehauptmanns Gabriel Schefer.¹⁰ Und am 10. Juni des folgenden Jahres taufte er bereits seine erste Tochter auf den Namen ihrer Grossmutter väterlicherseits. Taufpaten waren der aus einer angesehenen Teufner Familie stammende Johannes Zellweger und Rachel Schopfer aus St. Gallen.¹¹

Teufen wurde für Conrad Walser gleich die Lebensstelle. 36 Jahre betreute er die Seelen dieser Gemeinde. Wohl infolge Erblindung – im Taufbuch ist vom «verlohrnen Gesicht» die Rede – musste er im Herbst 1684 seine Tätigkeit reduzieren und im Juni 1686 ganz aufgeben.¹² Am 16. März 1694 verstarb der Vater von neun Kindern, nur fünf Tage nach seiner Ehefrau. Die beiden vermachten der Teufner Kirche zwei kostbare Abendmahlkelche.¹³

Von den auf Conrad folgenden drei Ahnen Robert Walsers sind nur noch die Lebensdaten, der Wohnort Teufen und die ansehnlichen Vermächtnisse in Erfahrung zu bringen. Johannes (1675–1755) stiftete der Kirche «12 Nachtmahlkanten» und testierte 100 Gulden zur Verteilung an die Armen der Gemeinde, Hans Conrad (1704–1768) vermachte den Armen 90 Gulden, und Hans Ulrich (1728–1780) gab je 50 Gulden zugunsten der Armen und der Kirchenglocken.¹⁴

Urgrossvater Johann Jakob Walser (1770–1849)

Wie das mit 2000 Gulden (1500 für das Armenhaus und 500 zur Verteilung an die Armen) weit über dem Üblichen liegende Vermächtnis zugunsten öffentlicher Werke nahelegt, war der Teufner Arzt und Apotheker Johann Jakob Walser (1770–1849) sehr vermögend. Mit seinem in Zedeln (grundpfandversicherten Schuldschriften) angelegten hinterlassenen Reinvermögen von 149 357 Gulden¹⁵ gehörte er zu einem kleinen Kreis von häufig untereinander verschwägerten Superreichen in Teufen. An dessen Spitze standen in den 1840er-Jahren die im Textilhandel reich gewordenen Daniel Roth (1787–1852) mit 319 477 Gulden und Ulrich Gschwend (1776–1849) mit 155 293 Gulden Reinvermögen.¹⁶ Die Ehefrau des Letzteren, Anna Katharina Walser (1774–1833), war eine Cousine von Johann Jakob. Als Vergleichsbasis seien einige Zahlen aus der Teufner Jahresrechnung für 1848/49 angefügt: Für die Jahresgehälter aller fünf Schullehrer wendete die Gemeinde 1548 Gulden auf, das Jahresgehalt des Pfarrers schlug mit 1000 Gulden zu Buche und die gesamte Armenunterstützung mit 6260 Gulden.¹⁷

Unter den etwas weniger Reichen der Gemeinde befand sich Johann Jakobs Onkel Bartholome Walser (1752–1837).¹⁸ Er testierte der Gemeinde Teufen 20 000 Gulden. Von ihm heisst es, dass sich sein im Textilhandel erworbenes Vermögen durch Erbschaften beträchtlich vermehrte, eine Erscheinung, die sich in dieser Zeit bei etlichen Oberschichtsangehörigen in Appenzell Ausserrhoden beobachten lässt. Vom grossen Wohlstand, den Angehörige der Teufner Oberschicht im 18. und frühen 19. Jahrhundert erlangten, zeugt auch ein 1769 für einen Textilkaufmann Conrad Walser – sein Verwandtschaftsgrad zu Johann Jakob konnte noch nicht entschlüsselt werden – erbautes, in seinen Dimensionen aussergewöhnliches Wohnhaus am Gremm.¹⁹

Johann Jakob Walser besuchte die vom verwandten Pfarrer und Arzt Johann Heinrich Walser (1754–1828) in Wolfhalden betriebene Schule für angehende Theologiestudenten und liess sich anschliessend vom bekannten Arzt Johann Heinrich Künzler (1757–1825) in Walzenhausen ins medizinische Fach einführen. Es folgte ein Medizinstudium in Giessen und Würzburg.²⁰ Danach betrieb er in Teufen



Johann Jakob Walser (1770–1849) besass dieses Doppelhaus im Zentrum von Teufen. Er bewohnte das grösse-re rechte Gebäude, in dem sich auch die Apotheke befand. Die Häuser waren mit keinerlei Hypothek belastet.

eine «mehr od. weniger grosse medicinische Praxis» mit angeschlossener Apotheke.²¹ Aus seiner vornehmen, gepflegten Häuslichkeit waren 1977 noch mehrere Gegenstände im Besitz von Nachkommen. Die in Latein verfassten Tagebücher dagegen wurden von einem Enkel vergantet und gelten seither als verschollen.²²

Im Gegensatz zu andern akademisch geschulten Teufner Ärzten seiner Zeit fand Johann Jakob seine Erfüllung offenbar im Beruf und nicht in der Politik. Dem geforderten Dienst am Gemeinwesen kam er in untergeordneten Ämtern nach. In der Funktion des «Bürger-Agenten» beziehungsweise «National-Agenten» nahm er 1798/99 in seiner Gemeinde den Steuereinzug für den neuen Kanton Säntis vor. Von 1808 bis 1822 versah er den Posten eines Reserve-Majors und von 1808 bis 1833 das Amt eines Gemeinderats. In diesem folgte ihm bis 1845 sein Sohn und Berufskollege Johann Conrad (1801–1849) nach, der zusätzlich die Aufgaben des Gemeindeschreibers wahrnahm und von 1847 bis 1849 das Gemeindehauptmannamt versah. Karriere bis zum Regierungsrat machte dann Enkel Jakob (1827–1904).²³

Aus Johann Jakobs Ehen mit Anna Graf (1752–1795) von Wald und Anna Kathrina Eugster (1776–1847) von Speicher gingen insgesamt 15 Kinder hervor, von denen acht das Erwachsenenalter erreichten.²⁴ Für die Ausbildung seiner Söhne wendete Johann Jakob erhebliche Mittel auf. Er ermöglichte ihnen ein Studium oder verhalf ihnen zum Einstieg ins Gewerbe. Allen Kindern gab er zudem 6000 Gulden Heiratsgut mit auf den Weg.²⁵ Um Sohn Johann Ulrich (1798–1866) vor der Entlassung zu bewahren, kaufte er 1828 bereits gedruckte Teile einer von diesem verfassten Schmähschrift auf und liess sie vernichten.²⁶ Die drei ältesten Söhne folgten Johann Jakob in akademischen Berufen, zwei als Ärzte in Teufen, einer als Pfarrer in Grub (AR) und Liestal. Die beiden jüngsten wandten sich dem Gewerbe zu und erwarben eine Mühle mit angegliederter Bäckerei in Gais beziehungsweise die reputierte Brauerei Stocken in der ehemaligen Gemeinde Straubenzell bei St. Gallen. Die Brauerei blieb bis 1973 im Besitz von Nachkommen.²⁷ Die Ehepartner aller Kinder stammten aus angesehenen Familien.

Grossvater Johann Ulrich Walser (1798–1866)

Mit Grossvater Johann Ulrich (1798–1866) erlebte die Ahnenreihe des Schriftstellers Robert Walser eine Art Höhepunkt. Zuerst als Pfarrer und dann als Zeitungsmacher und Politiker gehörte der kompromisslose Kämpfer für Freiheit und Aufklärung zu den wichtigen Mitgestaltern des liberalen Aufbruchs in der Schweiz. «Der Wahrheit in Liebe zu dienen, Lug und Trug und Falschheit und Verstellung, und alles, was der Wahrheit entgegenstrebt, zu zerstören, das ist der Dienst, den ich unter Euch zu verwalten habe.»²⁸ Nach diesem 1833 in der Antrittspredigt in Liestal verkündeten Credo ging er unter Inkaufnahme persönlicher Entbehrungen durchs Leben.

Johann Ulrich war das erste Kind aus der zweiten Ehe seines Vaters. Da die Teufner Schulen keine höheren Ansprüche erfüllen konnten, kam der aufgeweckte Jüngling mit zehn Jahren für Privatunterricht zu Onkel Johannes Walser (1785–1855) und dessen aus dem Schaffhauser Stadtadel stammenden Frau ins Pfarrhaus von Berlingen am Untersee. Dem Besuch des Gymnasiums in Schaffhausen folgte ein Theologiestudium in Tübingen. 1817 erhielt der begeisterte Burschenschafter in Schaffhausen die Ordination. Noch im selben Jahr wurde er zum Pfarrer von Grub im Kanton Appenzell Ausserrhoden gewählt.²⁹ Im März 1818 traute ihn der Berlinger Onkel mit Maria Juliana Hurter (1799–1878). Sie stammte aus alteingesessener Schaffhauser Familie, und ihr frühverstorbenen Vater Johann Heinrich (1767–1801) hatte gleich jenem von Johann Ulrich den Beruf eines Arztes und Apothekers ausgeübt.³⁰



Johann Ulrich Walser (1798–1866) mit seiner Frau Juliana (ganz rechts), deren Schwester und einer Tochter.

Der junge Pfarrer scheute sich nicht, die Kanzel zur Aufklärung seiner Gemeinde zu benutzen. Bleibende Verdienste erlangte er um die Verbesserung der Gemeindeschulen. Seit den 1820er-Jahren zunehmend publizistisch auftretend, gehörte Walser zu den radikalsten Vorkämpfern für eine moderne, das alte Landbuch ablösende Verfassung in Appenzell Ausserrhoden. Die Gruber wählten ihn 1831 in die kantonale Verfassungskommission, in der er einen Teil der Sekretariatsarbeiten versah. Mit seinem Eintreten für eine Trennung von Staat und Kirche und für die Publikation der geheim gehaltenen Protokolle der Synodalversammlungen machte sich Walser fast sämtliche Berufskollegen zu Gegnern.³¹

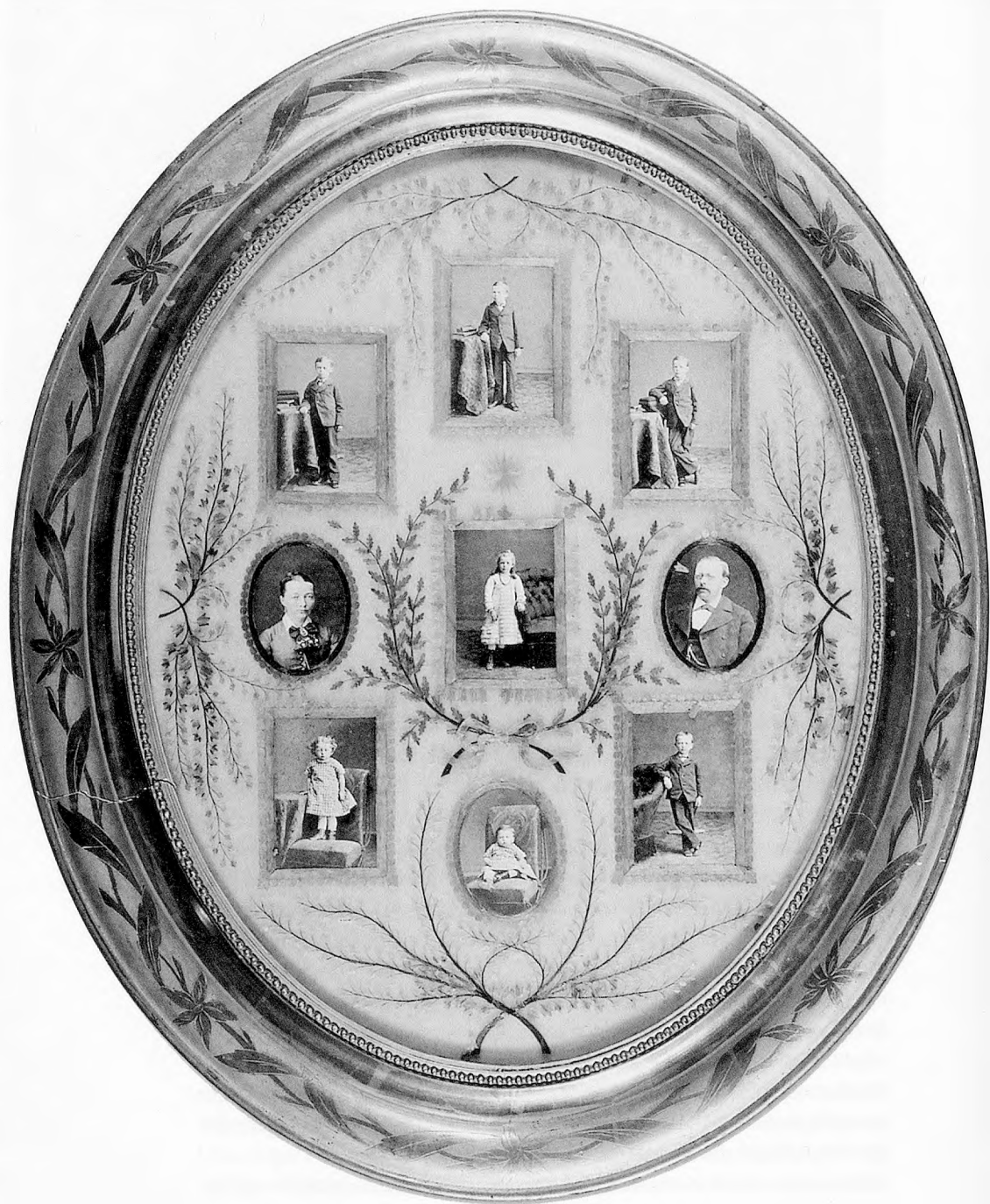
1833 folgte Johann Ulrich dem Ruf von Stephan Gutzwiller (1802–1875) in den neugegründeten, einen akuten Mangel an Beamten und Pfarrern aufweisenden Kanton Basel-Landschaft. Die Liestaler wählten ihn am 7. Januar 1833 einstimmig für fünf Jahre zu ihrem Pfarrer. Angezogen vom «hohe[n] Freiheitsgefühl der Basellandschaft» fühlte sich Walser dazu berufen, bei der Vollendung dieses «herrlichen Baus der Freiheit» mitzuhelfen.³² Schon bald erwuchs ihm in seiner neuen Gemeinde jedoch Opposition. Angeblich wurde ihm zeitweise gar das Brennholz, ein Teil des damaligen Gehalts, verweigert. Auch soll ihm mehrmals mit der Ermordung gedroht worden sein. 1837 wählten ihn die Liestaler ab. Dasselbe widerfuhr seinem Kollegen Adolf Fehr (geb. 1808), dem Paten von Robert Wal-

sers Vater, der von Berneck ins Baselbiet gewechselt hatte und dann nach Amerika auswanderte. Zum Verhängnis wurden Johann Ulrich seine journalistischen Aktivitäten, denen er sich nun ganz zuwandte.³³ Um ein Auskommen zu finden, sah er sich vorübergehend allerdings genötigt, im Weinhandel tätig zu werden.³⁴

Johann Ulrich Walsers Name ist untrennbar mit dem Aufbau des Preswesens im Kanton Basel-Landschaft verbunden. Als Redaktor der ersten Zeitung im Kanton, des «Unerschrockenen Raurachers», begann er kurz nach dem Amtsantritt in Liestal. Wenig später gründete er mit dem «Freien Baselbieter» (1834) und dessen finanziell breiter abgestützten Nachfolgerin «Basellandschaftliches Volksblatt» (ab 1835) ein Sprachrohr für die radikale Oppositionspartei und damit einen zweiten Pressestamm im Kanton.³⁵ 1838 erwarb er eine eigene Druckpresse. Diese fand nach Reinach (1838/39, 1840–1842) und Arlesheim (1839/40) ab 1843 auf dem damals noch zu MuttENZ gehörigen Birsfeld, unmittelbar vor den Toren der von Walser wegen ihrer konservativen Behörden gerne kritisierten Stadt Basel, eine längere Bleibe.³⁶ In den 1840er-Jahren war Walsers Offizin Anlaufstelle für schweizerische Radikale und deutsche Exilliteraten. Sie fanden hier einen Verleger, teils auch einen Gastgeber. Wegen diesen illegal in die deutschen Staaten geschmuggelten Druckschriften kam Walser mehrmals in Konflikt mit den Behörden.³⁷ Im Sommer 1853 übergab er seinen Betrieb den als Schriftsetzer und Buchdrucker ausgebildeten Söhnen Hermann (1828–1857) und Heinrich (1829–1861). Sie fusionierten ihn mit einer Liestaler Firma, das Volksblatt liessen sie im «Bundesfreund aus Baselland» aufgehen. An dessen Umwandlung zur «Basellandschaftlichen Zeitung» soll dann wiederum der Vater beteiligt gewesen sein.³⁸

Im letzten Lebensviertel wurden Johann Ulrich Walser noch politische Ehren zuteil. Als 1850 eine Gesetzesänderung das Recht des Wählens und der Wählbarkeit auf alle im Kanton niedergelassenen Schweizer Bürger erweiterte, wurde er sogleich in den Verfassungsrat gewählt. Anschliessend vertrat er den Wahlkreis Münchenstein während einer Amtsperiode (1851–1854) im Landrat und belegte gleichzeitig einen Sitz im Gemeinderat von MuttENZ. Ein Comeback erfolgte am 18. Februar 1863 mit der Wahl zum ersten Sekretär des Verfassungsrates. Walser arbeitete somit dreimal an der Revision kantonaler Verfassungen mit (1831 AR, 1850 und 1863 BL). Von 1864 bis 1866 gehörte er erneut dem Landrat an sowie der Kommission der Basellandschaftlichen Kantonalbank.³⁹ Er soll ab 1860 in Basel wohnhaft gewesen sein.⁴⁰ Bei seinem Ableben testierte er 1000 Franken zugunsten der Sekundarschule seines Bürgerortes Teufen.⁴¹

Von den dreizehn Kindern der Ehe Walser-Hurter erreichten elf das Erwachsenenalter. Im Unterschied zu den in Grub geborenen, welche je einen Paten und eine Patin erhielten, hatten die in Liestal getauften



je drei Paten aus dem Kreis der führenden Politiker. Mit dieser Wahl unterstrich Johann Ulrich Walser seine Überzeugung, dass solche Zeitläufe der Nüchternheit der Männer vorbehalten wären.⁴² Seine fünf älteren Söhne erlernten, angeblich auf väterliches Geheiss, handwerkliche Berufe (Müller, Schriftsetzer, Buchdrucker und -binder), der jüngste, Friedrich (1841–1922), absolvierte ein technisches Studium. Er führte in Basel ein Architekturbüro und liess sich dort einbürgern. Die fünf Töchter Johann Ulrichs verheirateten sich alle in Basel oder Liestal.

Vater Adolf Walser (1833–1914)

Robert Walsers Vater Adolf (1833–1914) war der einzige Nachkomme Johann Ulrichs, der vom neuen familiären Zentrum Basel und Umgebung dislozierte. Er erblickte das Licht der Welt noch in Grub, derweil sein Vater am Tag zuvor in Liestal bereits seine Antrittspredigt gehalten hatte.⁴³ Wenig später machte der Säugling zusammen mit seiner zur Schwermut neigenden Mutter die lange Reise an den neuen Wirkungsort des Vaters. Seine Kindheit war durch häufige Wohnortswechsel geprägt.

Nach absolvierter Buchbinderlehre in Paris liess sich Adolf 1864 in Biel nieder, einem sich in horrendem Tempo zur Uhrenstadt entwickelnden Regionalzentrum mit guten Perspektiven für Gewerbetreibende. Zwischen 1850 und 1900 stieg die Einwohnerzahl der Stadt und der im frühen 20. Jahrhundert eingemeindeten Vororte von 5609 auf rund 29 557 Personen an, die Siedlungsfläche verzehnfachte sich.⁴⁴ Als Zuwanderer war Walser gewissermassen der typische Bieler jener Zeit. Er gründete eine kleinere Kartonage-Fabrikation, die er drei Jahre später zusätzlich «zu Gainerie und Buchbinderei» einrichtete und um den Verkauf von Schreibmaterialien erweiterte. In Biel lernte er auch Elise Marti (1839–1894) kennen, die ihrer mit einem wohlhabenden Eisenwarenhändler vermählten Schwester im Haushalt half. Adolf Walser und Elise Marti heirateten im Juli 1868. Die aus armen Verhältnissen im Emmental stammende Elise scheint mit der Ehe die Hoffnung verbunden zu haben, nun ebenfalls den Aufstieg in bürgerliche Kreise zu schaffen.⁴⁵

Walser hatte mit seinem Geschäft zunächst Erfolg, scheiterte dann in den Rezessionsjahren und hielt sich in der Folge dank seiner Selbstgenügsamkeit und seines Improvisationstalents über Wasser. Bis 1879 entwickelte sich sein Betrieb von der kleinen Verpackungsfabrikation an der Peripherie zum dynamischen «Magazin Adolf Walser» in einem neu erbauten Geschäftshaus an der Bieler Hauptgeschäftsstrasse, der Nidaugasse. Es war nun eine Art Warenhaus für Papeterie- und Haushaltswaren, Reiseartikel etc. und die erste Adresse für Spielwaren. Parallel zum Geschäft wuchs auch die Familie Walser. Von 1869 bis 1882 erblickten acht Kinder das Licht der Welt. Der Beginn des Jahres 1885 brachte den Wendepunkt. Walser

Medaillon der Familie Walser-Marti, um 1879. Im Uhrzeigersinn von oben Mitte: Adolf (1869–1884), Hermann (1870–1919), Vater Adolf (1833–1914), Ernst (1873–1916), Robert (1878–1956), Karl (1877–1943), Mutter Elise (1839–1894), Oscar (1872–1959), in der Mitte Lisa (1875–1944). Noch nicht geboren war damals Fanny (1882–1972).

AD. WALSER

Nidaugasse

im neuen Magazin
empfiehlt

BIEL

eine große Auswahl

Wachstücher

in starker Qualität für Tische, Möbel und Kinderwagen.

Bett-Unterlagen in Kautschuk

Englische Bodenteppiche

extra stark.

Es empfiehlt sich höchst

207

Adolf Walser.

Große Ausstellung

zu

Weihnachts- und Neujahrs Geschenken

empfiehlt

B i e l

AD. WALSER

Nidaugasse

**Große Auswahl Puppen, Bilderbücher,
Kinderspielwaaren aller Art, Märchen- und
Geschichtenbücher, Gesellschaftsspiele!**

Eine reiche Auswahl Holz- und Leder-Waaren, wie
Photographie-Albuns, Brieftaschen, Cigarren-Etuis, Portemonnaies,
Damentaschen, Reise-Gandkoffer, Briefmappen, Schreib-Albuns,
Schreibzeuge, Cigarrenständer, Uhrhalter, Wandmappen,
Sandtisch- und Kleiderhalter, sowie eine Masse anderer Gegenstände,
alles von ganz billig an bis hochfein.

Es empfiehlt sich angelegentlichst zu geneigter Befichtigung

1711

AD. WALSER

Nidaugasse

— Biel —

Nidaugasse

musste sein Geschäft in ein kleineres, weniger gut gelegenes Lokal im Neuquartier verlegen. Weil die Umsätze auch dort zurückgingen, gab er es im Jahr darauf ganz auf und wandte sich dem Handel mit italienischen Weinen und Olivenöl zu. Er zog mit seiner Familie vorübergehend in ein Arbeiterhaus in der ärmlichen Vorstadt bei den Drahtwerken.⁴⁶

Als Ursache für den ökonomischen Misserfolg genannt wird üblicherweise Adolf Walsers Mangel an kaufmännischen Fähigkeiten. Mitverantwortlich dürften aber ebenso die psychische Erkrankung seiner Gattin und die Wirtschaftskrise gewesen sein.⁴⁷ Elise Walser-Marti zerbrach am Tod des ältesten Sohnes Adolf (1869–1884) und am sozialen Abstieg, der mit dem wirtschaftlichen Niedergang verbunden war. Die zweite Hälfte der Achtzigerjahre stand zudem im Zeichen der so genannten Grossen Depression. Biel erlebte ab 1885 die erste grosse Uhrenkrise mit Arbeitslosigkeit und Streiks. Immerhin konnte Walser einen Konkurs vermeiden. Seine Situation stabilisierte sich nach 1890 parallel zum Abklingen der Rezession, und er konnte mit seiner Familie wieder an bessere Lagen umziehen. Er musste allerdings Untermieter aufnehmen. Trotz finanziell schwieriger Situation konnten alle Kinder eine solide Ausbildung absolvieren – mehr aber nicht.

Robert Walser beurteilte seine Eltern nach deren Tod in zwei Briefen so: «Wie stark ist Papa gewesen. Er hat viel durchmachen müssen, aber er hat stets wieder der Welt seine freundliche Miene gezeigt.»⁴⁸ Dagegen zur «Mama»: «Ich denke oft an sie. [...] Na, aber zum Teufel, es ist gewiss nicht gut, wenn du zu viel an sie denkst, denn ihr Andenken ist ein dunkles und schweres und das Leben verlangt heitere Stirnen!»⁴⁹

Inserate für das
«neue Magazin»
von Adolf Walser im
Schweizer Handels-
Courier vom 8. Au-
gust (mehrmals
erschieden zwischen
8. Februar und
18. Dezember) und
17. Dezember (auch
21., 25., 28. und
30. Dezember) 1880.



Der ganze Walser – Ein Streifzug durch «Geschwister Tanner»

«Man wird, ehe man es recht weiss, zum seltsamen Kauz.»

Ivo Knill/Illustrationen: Joa Gugger

Ich bin in Herisau geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Robert Walser kenne ich aus dem Primarschulunterricht. Wir lasen den Text «Rede an einen Ofen». Wir sassen dabei hinter unseren Pulten im verstaubten Schulzimmer, wo das interessanteste und lebendigste Requisit ein vertrocknetes Relief von Alt-Herisau war, auf dem es einen Räuberwald gab, gegen Gossau hinunter. Vor dem Schulhaus fuhren, damals noch spärlich, Lastwagen mit Beton vorbei, die die Scheiben zittern liessen und den Bauboom ankündigten. Ich bin ziemlich sicher, dass wir auch an diesem Morgen «Alles, alles, was Odem hat, lo-o-o-o-be den Herrn» gesungen hatten. Und wie immer sassen wir paarweise, nach Geschlecht sortiert, nebeneinander: zwei Mädchen, zwei Knaben. Es könnte Frühling gewesen sein. Nach dem Lesen des Textes mussten wir etwas herausfinden, wie damals, als wir das Bild von Hodler angeschaut und bemerkt hatten, dass er die Hügel steil wie Berge gemalt hatte.

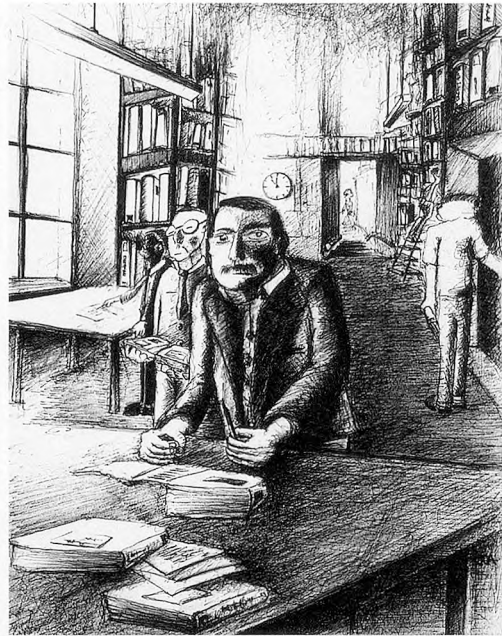
Was wir bei Walser herausgefunden hatten, weiss ich nicht mehr. Ich meine, es sei etwas Patriotisches gewesen. Dann war noch die Rede vom Herisauer Walser-Brunnen: Aus dem abgestorbenen Baumstrunk treibe ein neuer, junger Stamm hervor, das sei sinnbildlich zu verstehen. Immerhin: Beim Brunnen vor dem Sportzentrum wusste man ja nicht einmal, dass er sinnbildlich zu verstehen sei. Und irgendwoher wusste man, dass Walser lange in der «Psychi» oben gelebt hatte; das war dort, wo einen das «Gelbe Wägelchen» hinbrachte, ein schrecklicher Ort, der mit zahllosen «Webstübler-Witzen» beschworen und in Schach gehalten werden musste.

Das also war mein Primarschulbild von Walser.

Robert Walser auf einer Wanderung am Karfreitag 1954 vor dem Schloss in Appenzell, fotografiert von Carl Seelig.

«Der ganze Boden, auf dem ein Dichter produzieren kann, ist die Freiheit.»

Mit den Jahren änderte sich das Bild. Ich erfuhr von anderen Dichtern, die ebenfalls in «Anstalten» gelandet waren: Glauser, Hölderlin, Kleist, auch



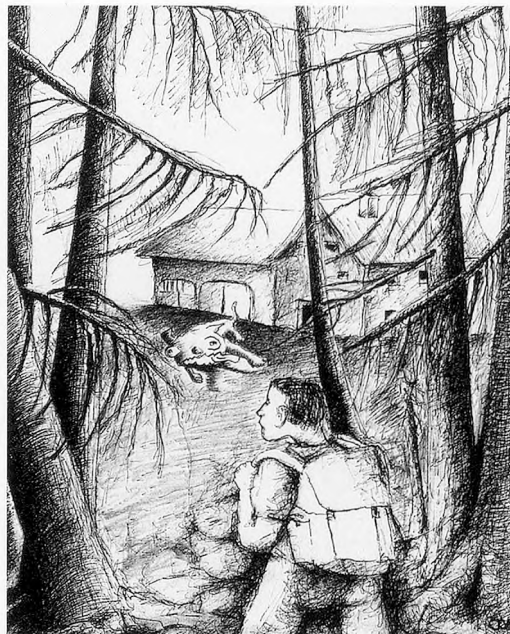
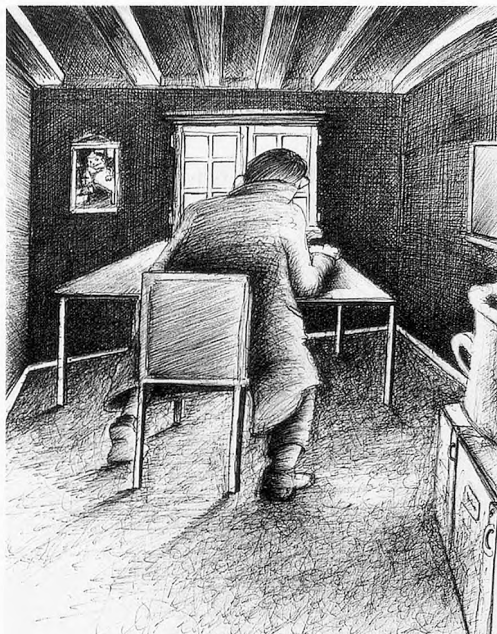
«Des Kindes Angst und das Dunkel kommen ganz gut miteinander aus, aber nicht das Kind mit der Angst.»

«Was hat er dann davon gehabt, dass er fünfzig Jahre lang im Geschäft arbeitete?»

Nietzsche. Man konnte fast meinen, dass der Preis für intensives künstlerisches Schaffen eine dauernde Nähe zum Wahnsinn sei. Walser stellte ich mir immer noch als kaum ansprechbaren, verwirrten Mann vor.

Die Lektüre von Carl Seeligs «Wanderungen mit Robert Walser»¹ korrigierte auch dieses Bild. Seelig beschreibt Walser als scheuen, zurückgezogenen Klinikinsassen. Körperlich und geistig war er aber so bei Kräften, dass die beiden, der Patient und sein Vormund aus Zürich, ausgedehnte Wanderungen, ja Gewaltmärsche unternehmen konnten, die von währschaften Mahlzeiten unterbrochen wurden. In dreieinhalb Stunden marschierte man etwa von Herisau nach Wil, eine Strecke von 26 Kilometern, danach wurde nacheinander in fünf Wirtschaften Einkehr gehalten. Unterwegs sprach man unter anderem über Literatur. Und was Walser in diesen Gesprächen formulierte, wies ihn als Kenner der Zunft aus.

Auf dem Weg nach Wil, im April 1939, schaut Walser auf seine Einlieferung in die «Waldau» zurück. Totgebrannt wie ein Ofen sei er gewesen zu dieser Zeit. Er sagt aber auch klipp und klar, weshalb er in der Anstalt zu schreiben aufgehört hat: «Es ist ein Unsinn und eine Rohheit, an mich den Anspruch zu stellen, auch in der Anstalt zu schriftstellern. Der einzige Boden, auf dem ein Dichter produzieren kann, ist die Freiheit. Solange diese Bedingung unerfüllt bleibt, weigere ich mich, je wieder zu schreiben. Damit, dass man mir ein Zimmer, Papier und Feder zur Verfügung stellt, ist es nicht getan.» (Seelig, Wanderungen, S. 24)



Das sind nicht Worte eines Wahnsinnigen, wie man sich das als Schüler vorgestellt hatte.

Der Verschwinder: «Man nennt es einfach Sport und schlägt alle fremden Gedanken damit nieder.»

Nun hat dieses Verschwinden Walsers aus dem aufreibenden Poetenleben in die geordnete Anstalt etwas Frappierendes, wenn man es von seinem Werk her betrachtet.

Walser hat in seinen Werken immer wieder Teile seines Lebens «verdichtet». So zum Beispiel im Roman «Geschwister Tanner»², den er 1906, im Alter von 28 Jahren, schrieb: Das Buch handelt von Simon und seinen Geschwistern Kaspar, Hedwig und Klaus. Man könnte auch sagen, es handelt vom Kunstprotz Kaspar, vom Möchtegernpoeten Simon, vom Pflicht-Klaus und der Herz-Hedwig. Unschwer sind sie als Geschwister Walser zu erkennen, und sie funktionieren wie richtige Geschwister: Jeder lebt in einer Welt für sich, aber die Welten bewegen sich aufgrund verborgener Gesetze abwechselnd aufeinander zu und voneinander weg. Als Roman ergibt dies eine Art Space Odyssey durch einen Familienkosmos, ein Buch, das sich kaum in einem Zug und kaum wie eine gewöhnliche Geschichte lesen lässt.

Weil es ein besonderes Buch ist, habe ich mir als Suchquadrant im Raum eine Zahl ausgedacht (56) und auf der Seite mit dieser Zahl zu

«Es war ihm behaglich zumute, so zu sitzen und etwas zu machen und sich der Einbildung zu überlassen, ein vergessener Mensch zu sein.»

«Ein grosses Bauernhaus stand plötzlich vor ihm wie aus der Erde emporgewachsen und engte seinen Blick ein, ein grosser Hund schoss hervor, sprang auf den Wanderer los aber biss nicht.»

lesen begonnen: «Aber es kamen Gedanken, die alle mit Nächten zu tun hatten. Er dachte an kleine Kinder, die nicht in dunkle Zimmer zu gehen wagen, die nicht einschlafen können im Dunkel. Die Eltern prägen den Kindern die fürchterliche Angst vor dem Dunkel ein und schicken dann zur Strafe die Unartigen in stille, schwarze Kammern. Da greift nun das Kind im Dunkel, im dicken Dunkel und stösst nur auf Dunkel. Des Kindes Angst und das Dunkel kommen ganz gut miteinander aus, aber nicht das Kind mit der Angst. Das Kind hat so viel Talent, Angst zu haben, dass die Angst immer grösser wird. Sie bemächtigt sich des kleinen Kindes, denn sie ist etwas Grosses, Dickes, Schweratmendes; das Kind würde zum Beispiel gern schreien wollen, aber es wagt es nicht. Dieses Nichtwagen vergrössert seine Angst; denn etwas Furchtbare muss da sein, wenn man nicht einmal vor Angst Angstschreie ausstossen darf.» (Robert Walser: Geschwister Tanner, S. 56)

Eine merkwürdige Szene – und noch merkwürdiger sind die Umstände, unter denen sie zustande kommt. Wer im Bett liegt und sich vor dem Dunkel fürchtet, ist Simon. Er ist die Hauptfigur des Romans, ein Jüngling, der sich mit grossem Enthusiasmus und wenig Ausdauer in verschiedenen Anstellungen versucht. Er ist einer, der das bürgerliche Leben zugleich verachtet (wenn es als Arbeit daherkommt) und verehrt (wenn es in Gestalt einer «Dame» erscheint), er ist einer, der im Kontor unter der sinnlosen Schreiberei stöhnt, mit mächtigem Ungestüm durch Wälder stürmt und sich im Winter in der Dachkammer schreibend über ausgeschnittene Papierstreifen beugt. Es ist unschwer zu erkennen: Simon trägt Züge Robert Walsers.

Aber bleiben wir noch einen Moment bei der Szene des jungen Mannes, der im Bett liegt und die seltsame Musse hat, sich Kinderängste vorzustellen. Es scheint, als spielte sich diese Szene an einem vielleicht bedrohlichen, aber doch auch entlegenen Winkel der Geschichte ab. Aber eben, es scheint nur so. In Wahrheit befinden wir uns mitten im grössten Spektakel, in einem Knäuel von Handlungsfäden, das der in Angstgedanken versinkende Einschläfer geschnürt hat. Der erste Faden beginnt damit, dass Simon bei der schönen Dame Klara vorspricht und das Zimmer, in dem er sich in unserer Szene befindet, erhält.

Per Brief bittet Simon seinen Bruder sogleich, zu ihm zu kommen: «Komm doch bald hierher», schreibt er ihm, «ich kann dich beherbergen, wie ich eine Braut beherbergen würde.» Das ist seltsam. Er schreibt ihm aber auch vom Hass der Kindertage. «Unser Hass war entschieden erfinderisch im Auffinden von Qualen und Demütigungen, die wir uns bereiteten. Beim Esstisch warfst Du mir einmal, um nur ein einziges Beispiel dieses jammervollen und kindischen Zustandes anzuführen, eine Platte mit Sauerkraut entgegen, weil du musstest, und sagtest dazu: «Da, pack!»

Überhaupt weiss der Briefschreiber um das Geheimnisvolle der Freundschaft unter Brüdern, wenn er sieht, «dass es gar nicht so unmöglich ist, dass im Grunde genommen unsere Herzen voneinander wegstreben.» (S. 30/31)

Ja, und das sind sie also: die Tanner'schen Welten mit ihren seltsamen Gesetzen, die den Kosmos der Geschwister bilden: Allerfeinste Fäden der Anziehung überwinden die Abgründe, die zwischen den Gestirnen liegen. Noch säumt aber der Bruder.

Simon wohnt derweil bei der schönen Dame und nimmt eine neue Anstellung an. Und stöhnt! Dieses Leben in der Schreibstube! Diese Eintönigkeit, und wie diese Leben aneinander vorbei in Leere führen! «Sie sehen sich», hält Simon nachdenklich fest, «erkennen sich am Gang, an der Stimme, an der Manier, eine Türe zu öffnen, aber sie haben wenig miteinander zu tun. Sie gleichen sich alle und sind sich doch fremd und wenn einer unter ihnen stirbt oder eine Unterschlagung macht, so verwundern sie sich einen Vormittag lang darüber, und dann geht es weiter. Es kommt vor, dass einer einen Schlaganfall bekommt während des Schreibens. Was hat er dann davon gehabt, dass er fünfzig Jahre lang im Geschäft «arbeitete»?» (S. 37)

Das ist nichts für Simon, dieses Leben, und eines Tages tritt er auf die Strasse, und die Gesetze des Tanner'schen Kosmos spielen – er trifft den herbeigewünschten Bruder wie zufällig auf der Strasse: «Als er nach Hause ging, fiel Simon auf der abendlich beleuchteten Brücke ein Mensch, der in langen Schritten daherging, auf. Die Gestalt in ihrer bemäntelten Schlankheit floss ihm einen süssen Schrecken ein. Er glaubte diesen Gang, dieses Paar Hosen, diesen sonderbaren Kessel von Hut, die flatternden Haare erkennen zu sollen. Der fremde Mann trug eine leichte Malmappe unter dem Arm. Simon ging mit etwas rascheren Schritten, von zitternder Ahnung befallen, und plötzlich, mit dem Schrei «Bruder» stürzte er dem Gehenden an den Hals.» (S.38) So trifft man sich in Tanners Welten – auf der Strasse! Die Brüder eilen nach Hause, Kaspar wird Klara vorgestellt, und in deren Augen geht ein «seltsames Flammen» auf. Die Brüder aber gehen ohne Licht zu Bett, und am nächsten Morgen «packte der Maler seine Landschaften aus der Mappe, und es fiel zuerst ein ganzer Herbst heraus, dann ein Winter, alle Stimmungen der Natur wurden wieder lebendig.» (S. 41)

Damit haben wir schon einige Fäden zusammen, die sich in der Einschläferszene treffen: Die freudige Erwartung Simons, das Auftauchen des malenden Bruders Kaspar und das Flammen in den Augen der Klara. Es fehlt nur noch der betrogene Ehemann. Gefunden wird auch er auf der Strasse, wiederum von Simon. Dieser spricht einen wildfrem-

den Mann an, der sich als der aus weiter Ferne zurückkehrende Gatte Klaras herausstellt. Kaspar wird benachrichtigt – und jetzt fügen sich die Dinge ineinander: Man verbringt den Abend im Theater, spaziert zu viert zum am Waldrand gelegenen Haus zurück, Klara und Kaspar aber bleiben zurück – unschwer lässt sich erraten, wovon die Bäume des Waldes Zeuge werden. Simon und der Gatte warten lange vergeblich vor der Haustür.

Simon schleicht ins Bett, der Mann – er heisst Agappaia – holt sein Gewehr und schießt in den Wald. Und unser Einschläfer, bevor er sich in die Idee der Angst hineinversetzt, findet auch dieses In-den-Wald-hinein-Schiessen einen Kommentar wert: «Es gib», dachte er für sich, «heutzutage ja sonderbare Käuze genug. Das Leben ist ja so langweilig, das fördert das Auswachsen der Käuze. Man wird, ehe man es recht weiss, zum seltsamen Kauz. So mag denn auch dieser Agappaia gar nichts Wunderliches mehr in diesen Wunderlichkeiten sehen. Man nennt es einfach Sport und schlägt alle fremden Gedanken damit nieder.» (S. 56)

Mit diesem Gedanken möchte Simon einschlafen, aber es gelingt ihm nicht. Wir wissen es bereits: Die Angst wird kommen, verkleidet als die Angst eines kleinen Kindes, die man sich nur vorstellt. Verständlich ist sie allemal, ist er doch Zeuge, teilweise Urheber und Betroffener einer handfesten Affäre, in der die sphärische Harmonie zwischen ihm und der keusch angebeteten Klara durch den kräftig ins Sternbild eintretenden Kaspar zerstört wird.

Ein Moment des Glücks schliesst sich an diese Szene an, ein Glück, das möglich wird, weil alles provisorisch ist: Klara gibt sich Kaspar hin, Simon segelt im glänzenden Licht des Paares und entwickelt einen Hang zu Speiseanstalten, die von wohlthätigen Frauen geführt werden. Einen Moment lang erweitert sich das Tanner'sche Universum um den Dichter Sebastian. Ihn wird Simon später im Wald finden, erfroren – eine Szene, die von Peter Bichsel als vorausblickende Beschreibung des Todes von Walser gelesen wurde. Bald aber löst sich die Szene auf. Der Bruder reist ab, das Haus am Waldrand wird aufgegeben, Simon findet eine neue Stelle. Wie er es im ersten Brief an den Bruder vorausgesagt hat, streben ihre Welten auseinander.

Den Übergang zu den weiteren Teilen des Romans bildet eine Nachtwanderung Simons zu seinem Bruder, der in einem entfernten Städtchen einen Tanzsaal ausmalt. Die lange Wanderung und der Schreck, als plötzlich ein Hund auftaucht, wirken wie eine Reinigungskur nach den ersten Verstrickungen der Hauptfigur: «Nun lief Simon durch einen finsternen Tannenwald, er fing an zu keuchen und passte besser auf seine Schritte auf; denn er stiess immer wieder an Steine, die im Wege la-

gen, und das langweilte ihn doch ein wenig. Der Tannenwald hörte auf, Simon atmete freier; denn in dunklen Wäldern zu gehen, so allein, ist nicht immer ungefährlich. Ein grosses Bauernhaus stand plötzlich vor ihm wie aus der Erde emporgewachsen und engte seinen Blick ein, ein grosser Hund schoss hervor, sprang auf den Wanderer los aber biss nicht.» (S. 107)

Es ist in dieser Szene angedeutet, was im Tanneruniversum gilt: die seltsam kurze Spanne zwischen Aufatmen und neuem Schrecken und neuem Aufatmen. Dem Primarschüler in mir taucht schlaglichtartig das Relief von Alt-Herisau auf: Das also geschah im Räuberwald!

Es ist Zeit, uns von Simon zu verabschieden. Tun wir es dort, wo er selber einen Moment zur Ruhe kommt, beim Schreiben: «Es wurde Winter. Simon, der sich selber überlassen war, sass in einem kleinen Zimmer, mit einem Mantel bekleidet, am Tische und schrieb. Er wusste nicht, was er mit der Zeit beginnen sollte, und weil er von seinem Beruf her zu schreiben gewöhnt war, so schrieb er jetzt ganz wie absichtslos von selber und zwar auf kleine Papierstreifen, die er sich mit der Schere zurechtgeschnitten hatte. [...] Es war ihm behaglich zumute, so zu sitzen und etwas zu machen und sich der Einbildung zu überlassen, ein vergessener Mensch zu sein.» (S. 115)

An dieser Stelle gibt Walser einen Einblick in die Technik des Schreibens, wie er sie über Jahre beibehielt und in den Mikrogrammen zur Meisterschaft brachte: «Ganz wie absichtslos» schrieb auch Walser seine Stücke auf kleine Papierstreifen oder umgedrehte Formulare. Aber noch eine Eigenheit von Walsers Dichten scheint mir aus dieser Romanszene hervorzugehen. Dichten heisst: Verschwinden, oder wie es heisst: «Sich der Einbildung überlassen, ein vergessener Mensch zu sein.»

Zugleich bedeutet im Roman das Aufschreiben auch ein Abrechnen und Abschliessen. Simon verfasst einen Lebensrückblick (der sehr stark die Biographie Walsers ist). Damit endet der erste Teil der Geschwister Tanner, die Konstellation Kaspar – Simon, und es folgt als Nächstes die Konstellation Hedwig – Simon.

Wir aber ziehen uns sachte zurück aus Tanners Welten. Sie zeigen uns einen – vorgestellten – Dichter Namens Simon, der das Dichten wie eine Arbeit betreibt, die den Rückzug verlangt, und die ein Leben verlangt, das sich nicht bindet, an keine bürgerliche Konvention, an keine bürgerliche Arbeit – und auch an keine bürgerliche Dame. Dem Dichter bleibt das Handeln versagt und damit das Herz rein. Er macht sich das Gesetz der Absichtslosigkeit zum Lebensgesetz.

Die Schwester Hedwig, die Simon – um doch noch einmal kurz ins Universum einzutauchen – in ihrem Landschulhäuschen für drei Mo-

nate besucht, bringt dies in ihrer Abschiedsrede vortrefflich auf den Nenner: «Wenn du fort bist», sagt sie ihm, «bist du fort. Das ist alles. Glaubst du, um dich könnte man weinen? Wenn du fort bist, dann bist du fort. Das ist alles.» (S. 179)

«Nur wenn die Mitpatienten zu essen bekamen und ich nichts, wurde ich ein bisschen giftig» – Der ganze Walser

Frappiert war ich, als ich mit diesen Gedanken wieder in Carl Seeligs «Wanderungen mit Robert Walser» blätterte. Auf einer Wanderung im Mai 1943 spricht Walser von einem Spitalaufenthalt: «Es gefiel mir im Krankenzimmer ganz gut», sagt er. «Man liegt wie ein gefälltter Baum da und braucht kein Glied zu rühren. Alle Wünsche schlafen wie vom Spielen müde gewordene Kinder ein. Man fühlt sich wie im Kloster oder wie in der Vorhalle zum Tod. Wozu mich operieren lassen? Mir war es wohl genug so. Nur wenn die Mitpatienten zu essen bekamen und ich nichts, wurde ich ein bisschen giftig. Aber sogar dieses Gefühl wurde allmählich gedämpft. – Ich bin überzeugt, dass Hölderlin die letzten dreissig Jahre seines Lebens gar nicht so unglücklich war, wie es die Literaturprofessoren ausmalen. In einem bescheidenen Winkel dahinträumen zu können, ohne beständig Ansprüche erfüllen zu müssen, ist bestimmt kein Martyrium. Die Leute machen nur eines daraus.» (Seelig, Wanderungen, S. 47)

Die Szene gleicht in verblüffender Weise dem Ausgangspunkt unserer Erkundung des Romans «Geschwister Tanner»: Wieder liegt einer im Bett, ruft in Gedanken die Kinder in sich an, versucht, sich mit dem Kind zu trösten. Wieder treffen sich Angst und Hingabe an den Moment, Unschuld des Kindes und Angst vor der Welt draussen.

Und man könnte wieder nach den Fäden suchen, die der Dichter in dieser Szene ineinandergeknäuel hat: die Anlehnung an den grossen Bruder in der Literatur, die Ablehnung des Akademisch-Gewollten, das Vertrauen zu Carl Seelig, die Natur als Spiegel, der Wald mit seinen stillstehenden Bäumen als Gegenkosmos. Aber das ist ja eben keine Dichtung, es ist die Aufzeichnung Carl Seeligs über eine Begegnung mit dem wirklichen Walser. Und man könnte daran Fragen anschliessen: Ob Walser aus heutiger Sicht eine angemessenere Form der Behandlung gefunden hätte, ob er hätte als geheilt entlassen werden können? Aber es war ja eben so, wie es war.

Mir bleibt ein grosser Respekt vor dem Spaziergänger aus der Anstalt, der sich als alter Mann noch ebenso sehr getraute, mit dem Kind in sich zu fühlen, wie der junge Poet. Und es bleibt ein Staunen über den jungen Poeten, der sich in Wälder und Dachkammern getraute,

um die Absichtslosigkeit auszuhalten. Ich bin überzeugt davon, dass wir in Herisau zwar einen schweigenden Dichter beherbergten, aber den ganzen Walser!

Und sollte man nicht bei Gelegenheit einmal auf dem Relief von Alt-Herisau nachschauen, ob im Wald gegen Gossau, wo die Räuber waren, ein Spaziergänger auftauchen möchte?



Unter der Fotografie begraben

«Sein Gesicht ist jetzt geistig erhellt wie eine angezündete Fackel.»

Iris Blum

Lange bevor ich Texte von Robert Walser las, kannte ich Fotos von ihm. In Biographien, Prospekten und Kulturzeitschriften war der ehemalige Patient der kantonalen psychiatrischen Klinik von Herisau immer wieder abgebildet: Da war einmal der klassisch Porträtierte in jungen Jahren im Atelier. Und da waren die Aufnahmen des Gealterten draussen inmitten der Landschaft – der einsame Spaziergänger mit Hut und Regenschirm. Als Ikonen haben sich diese Bilder in mein Gedächtnis gebrannt, die Phantasie herausfordert und mit einem «inneren Wissen» spekulieren lassen.

Die Fotos schweigen zwar, aber wenn ich sie heute anschau, fangen sie gleichwohl an zu sprechen und rufen einen «historisch sedimentierten Text»¹ in mir ab. Das Lesen dieses Textes gleicht einem zögerlichen Spaziergang durch Psychiatrie- und Fotogeschichte, mit bildhaften Fragezeichen. Sehe ich vor meinem inneren Auge Fotos des Autors Robert Walser oder des «Patienten Nr. 3561»? Oder ist es das verdichtete «Sowohl-als-auch»? Artefakte und Dokumente? Oder ästhetische Inszenierung mit dokumentarischem Charakter? Eine Spurensuche zu den späten fotografischen Aufnahmen von Robert Walser.

Robert Walser auf einer Wanderung am Karfreitag 1954 vor dem Gasthaus Krone in Gais, fotografiert von Carl Seelig.

Patienten-Fotografien: Der ärztliche Blick

Die Krankenakte des Patienten Nr. 3561 enthält auf der Innenseite des vergilbten, abgegriffenen Originalumschlags (siehe Abb. S. 22) links zwei Fotos: Positive im Format 7,4 x 10,2 cm, schwarzweiss, wahrscheinlich mit einer Kleinbild- oder Mittelformatkamera gemacht (siehe Abb. S. 118). Genauer: zwei Porträts des Pensionärs dritter Klasse, eines frontal aufgenommen, das andere im Halbprofil. In der Mitte der beiden Fotografien ein Stempel: April 1949. Erste Fragen tauchen auf. Stammt die Fotografie wirklich aus dem Jahre 1949, wo Robert Walser doch bereits 1933 unfreiwillig in die ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt überführt worden war? Seit



April 1949





wann werden in der Psychiatrischen Klinik in Herisau Patientenfotos aufgenommen? Wer fotografierte die Patientinnen und Patienten und zu welchem Zweck? Wird dem Bild irgendeine Beweiskraft zugesprochen? Schliesslich wird es doch an einem Ort wissenschaftlicher Praxis produziert.

Wenige Antworten müssen genügen. Stichproben im reichen Fundus an Krankenakten im Archiv des heute so genannten Psychiatrischen Zentrums Herisau lassen vermuten, dass Fotografien rund zehn Jahre vor der Ablichtung Robert Walsers Bestandteil von Krankenakten wurden.² Einige der Aufnahmen sind amateurhaft (Unschärfe, Lichtführung). Aber diese Abzüge wirken dennoch nicht wie Privatfotografien. Andere wiederum scheinen sehr professionell. So oszillieren sie zwischen der Anarchie dilettantischer «Knipserei» und berufsmässiger Atelierfotografie. Sie mussten nicht wie klassische medizinische Fotografien an – und doch sind sie im klinischen Umfeld entstanden. Die Sammlung der Patientenfotografien ist keine rein funktionale behördliche Gebrauchsfotografie (längst

Klinik-Porträt von Robert Walser, April 1949.

Eine Gruppe junger Pflegerinnen mit Ida Stucki (3. von links), um 1950.

nicht in jeder Krankenakte nach 1939 befinden sich Fotografien), und doch sind die Abzüge standardisiert genug, um von einem beinahe «seriellen dokumentarischen Ablichten und dem Einzwängen der Patienten in ein formelles Klinik-Setting sprechen zu können».³

Ich frage Ida Stucki (geb. 1917), ehemalige Pflegerin in der Herisauer Heil- und Pflegeanstalt, die das «Ämtli» des Fotografierens bei ihrem Stellenantritt 1945 von ihrem Vorgänger übernahm. Dieser soll die Aufgabe als Erster ausgeführt haben.⁴ Ist Stucki die Fotografin? Sie wird unsicher. Denn zu zahlreich sind die Fotos, welche die Pflegerin während ihrer 37 Dienstjahre geschossen hat. Und ob Stucki diese Fotografien mit ihrer eigenen privaten Kamera gemacht hat? Merkwürdig scheint, dass die Anschaffung eines Fotoapparates in den Protokollen der Aufsichtskommission der Anstalt nicht erscheint, wo doch der Erwerb eines Staubsaugers, einer Schreibmaschine oder eines neuen Hut- und Schirmständers für das Direktorenzimmer durchaus Erwähnung findet.⁵

In der 1908 eröffneten Heil- und Pflegeanstalt in Herisau wurde also erst relativ spät fotografiert, auch wenn sich Kliniken sozusagen als ikonografisches «Wunderland unglaublicher Körpergestalten»⁶ geradezu dafür anboten. Laut Ida Stucki wurden die Patientinnen und Patienten nur mit deren Einverständnis abgelichtet. Aber wo lagen damals die Grenzen zwischen freiwillig und unfreiwillig?

Die medizinische Fotografie ist fast so alt wie die Fotografie selbst.⁷ In einer Art negativer Bildhaftigkeit entwickelte sie sich vor allem in der Orthopädie⁸ und in der Psychiatrie⁹. Sie verfolgte eine Vielzahl von Interessen: das Dokumentieren von Krankheitserscheinungen und Krankheitsverläufen (im Sinne einer Vorher-Nachher-Dramaturgie) für den therapeutischen Prozess, für Unterrichts- und Bildungszwecke, für die medizinische Standardisierung oder als Beweis beziehungsweise Nachweis medizinischer Phänomene im Forschungsprozess. Oder wurden die Fotos sogar als Fahndungsfotos eingesetzt, wenn die Patientinnen und Patienten aus den Anstalten entwichen waren? Etwas später entwickelte sich die diagnostische Fotografie der heute so genannt bildgebenden Verfahren wie Röntgenaufnahmen oder Ultraschall als eigene Kategorie.

Ein historisches Interesse an medizinischer Fotografie ist relativ neu. Nur wenige Bestände wurden bisher fotogeschichtlich untersucht. Zudem wurde dabei die wichtige, aber doch auch etwas «eingeeengte Perspektive nach der Funktion des Fotos als Herrschaftsinstrument der Medizin oder des Arztes»¹⁰ betont. Medizinische Fotografie zur Beglaubigung, zur Stützung der «Herrschaft des Sichtbaren».¹¹ In Jean-Martin Charcots (1825–1893) Klinik Salpêtrière in Paris beispielsweise kam der Fotografie die Aufgabe zu, den ärztlichen Blick für die sichtbaren Ma-

nifestationen der Geisteskrankheit zu schärfen. Hier erhielt die Fotografie gar schon die Funktion eines diagnostischen Instruments. «Der Mediziner als Lichtbildner im Atelier oder umgekehrt der Fotograf im Dienste des Arztes hatte die fotografischen Variablen so zu wählen, dass das Charakteristische der Krankheit im Abbild zum Ausdruck kam.»¹² Wie war das wohl in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau?

Das Lesen von Patientenfotos birgt Gefahren. Etwa durch ungehinderte Spekulationen mit dem eingangs zitierten «inneren Wissen», dass Walsers Diagnose auf Schizophrenie lautete. Walser als inszeniertes Objekt, als Fall präsentiert. Also ein Porträt eines Kranken. Der Fotografierte meidet die Linse des Betrachters, sein Blick geht – typisch für einen Schizophrenen – ins Leere. Seine Schutzlosigkeit ist anrührend. Eine Art «uferlose Trauer»¹³ scheint auf. Seine «Kopfkrankheit»¹⁴ offenbart sich in diesen beängstigend traurigen Augen. Aber stimmt das wirklich? Die in der Klinik Waldau allzu schnell gefasste Schizophrenie-Diagnose kann ich ihm nicht ansehen. Ich selbst sehe in erster Linie einen alten Mann – Robert Walser ist 1949 immerhin 71 Jahre alt – mit Falten, vermutlich grauem Schnurrbart und leicht zerzausten Haaren. Könnte er nicht ein durchschnittlicher Bewohner eines durchschnittlichen Altersheimes sein? Einfach ein durchschnittlicher Herr Walser – weder Autor noch Patient? Und wie verhält sich all das bei einem anderen Korpus von Walser-Fotografien: bei den Bildern seines letzten Vormundes Carl Seelig?

Autoren-Fotografien: Carl Seeligs physiognomischer Blick

Neben den zwei berühmten, in der Klinik entstandenen Fotos existiert aus Walsers Herisauer Zeit nur noch eine rund 24 Bilder umfassende Serie an Fotografien, die der Schriftsteller, Journalist und Mäzen Carl Seelig (1894–1962) in den Jahren 1937 bis 1954 gemacht hat. Auf den gemeinsamen Wanderungen in der Ostschweiz wagte es Seelig mehrmals, den «Stillen im Lande»¹⁵ bildlich festzuhalten, als «eine Erinnerung für später»¹⁶. Hielt er bewusst das Erscheinungsbild eines Autors fest, dem es ziemte, «möglichst unauffällig zu verschwinden»¹⁷?

Seelig ging es wohl in erster Linie darum, ein visuelles Andenken an den grossen Schweizer Schriftsteller zu schaffen, der ihm «unter allen zeitgenössischen Schriftstellern der Schweiz [...] die eigenartigste Persönlichkeit zu sein»¹⁸ schien. Er suchte dafür das bildliche Zeugnis, das künftig wohl in jede Literaturgeschichte gehören sollte. Und er fand unerwartet einen fotowilligen Walser vor seiner Kamera vor und konnte so problemlos ein visuelles Archiv anlegen.

Das ist und war nicht unumstritten. Über fotografische Experimente im literarischen Kontext mokierte man sich bereits an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. In einer Glosse der Wiener Zeitschrift «Neue Revue»

machte sich ein Schreiber 1894 darüber lustig, dass man früher die «Physiognomie eines Autors» kennen gelernt habe, indem man dessen Buch las, während heute ein junger Mann seine literarische Karriere damit beginne, «dass – er sich photographieren lässt.»¹⁹ Wie modern das klingt! The making of an author im Diskurs des pictorial turn? Avant la lettre sozusagen?

Für Robert Walser gilt dies beileibe nicht. Auf den ersten von Seelig produzierten Fotos ist der Bieler Autor bereits 58 Jahre alt. Die literarische Karriere ist offenbar vollendet, Walser sieht in der fehlenden Anerkennung seiner Arbeit auch den Grund, weshalb er in der Anstalt gelandet ist: «Mir hat halt immer der Heiligenschein gefehlt. Nur mit ihm kann man in der Literatur arrivieren.»²⁰ Doch auch ohne Heiligenschein sind zumindest diese Fotografien zu Ikonen geworden.

Das physiognomische Zeugnis Walser beziehungsweise das Festhalten seiner äusseren Erscheinung nimmt auch in den schriftlichen Beschreibungen der Wanderungen einen prominenten Platz ein. Die erste Begegnung mit Robert Walser am 26. Juli 1936 hält Seelig wie folgt fest: «Ich war frappiert über seine äussere Erscheinung. Ein rundes, wie durch einen Blitzschlag gespaltenes Kindergesicht mit rot angehauchten Backen, blauen Augen und einem kurzen, goldenen Schnurrbart. Die Schläfenhaare schon angegraut. Der ausgefranste Kragen und die Krawatte etwas schief sitzend; die Zähne nicht in bestem Zustand.»²¹

Gesicht, Augen, Schnurrbart, Haare und Zähne sind auch fortan ein Thema in den Beschreibungen, ebenso in der Korrespondenz der älteren Schwester Lisa Walser (1875–1944) mit Carl Seelig und dem Anstaltsdirektor Otto Hinrichsen (1870–1941). Von den Kleidern ganz zu schweigen. Lisa will über den «Stand seiner Effekten»²² regelmässig informiert sein. Den goldenen Schnurrbart behält Walser übrigens auf allen Fotografien. Ob dieser auch die schlechten Zähne verdeckt hat? Oder war er bloss eine liebgewonnene Gewohnheit? Dass «eine Änderung der Barttracht der männlichen Patienten» der Zustimmung des Direktors bedurfte, festgehalten in den Instruktionen für das Pflegepersonal vom 10. Oktober 1946, erstaunt denn heute doch.²³

Beobachten und Beschreiben als echte Seelig'sche Verlegenheit? Die stundenlangen Gewaltmärsche der beiden Spaziergänger dürften auch von beinahe ebenso ausdauerndem Schweigen begleitet worden sein.²⁴ Die Walser-Biographin Catherine Sauvat nennt es das «grandiose Schweigen».²⁵ Und in der Tat quittiert Walser vieles mit Schweigen.²⁶ So ist es auch Seelig nicht immer gelungen, Walser zum Sprechen zu bringen. Bisweilen hört Seelig wenig, aber er sieht dafür umso mehr. Wie soll eine solche Wanderung vermittelt werden? Die Gesprächspausen füllt Seelig mit auffällig vielen Beschreibungen des Äussers seines Begleiters. Denn Seelig nimmt Walser ja als physische Gestalt auf die Wanderungen mit. Oder nimmt viel-



leicht Walser Seelig mit? Wer führt hier wen? Der geübte Spaziergänger Walser war seinem Vormund beim Wandern wohl immer voraus.²⁷ Und das Schweigen offenbart weiter die unerbittlich verstreichende Zeit, den nie mehr wiederkehrenden Augenblick des Hier und Jetzt. Walser bestimmt das Gespräch, füttert Seelig ab und zu mit «Schnurren und Weisheiten».²⁸ Dieser überwindet das Schweigen zwischendurch mit Beobachtungen, durch den Blick auf Details. Er fotografiert vielleicht auch aus Verlegenheit. Selbst wenn die beiden sich angeregt unterhalten haben, schliesst Seelig das Sprechen wieder mit stillen Beobachtungen ab: «Auf der Rückfahrt im Zug: sein Gesicht ist jetzt geistig erhellt wie eine angezündete Fackel. Tiefe, schmerzliche Züge von der Nasenwurzel bis zum auffallend roten, fleischigen Mund.»²⁹ Oder: «Während der Wanderung geht der Kragen allmählich aus der Form. Am rechten Hinterkopf fällt mir eine grosse kahle Stelle auf. Der Arzt habe ihn auch schon darauf aufmerksam gemacht. [...] Ich bemerke, dass er einen Mund wie einen Fisch hat, der nach Luft schnappt, wenn man ihn mit der Angelrute ans Land zieht. Klein, ein wenig gerundet, sehr rot und oft geöffnet, die Unterlippe etwas schwulstig. Das Nasenende leicht nach oben gebogen.»³⁰

Carl Seelig fotografierte Robert Walser zum ersten Mal am Nachmittag des 3. Januar 1937 auf einer gemeinsamen Wanderung von Trogen auf den Gäbris.

Robert Walser auf einer Wanderung Ende der 1930er-Jahre, fotografiert von Carl Seelig.

Geripien, Nail & Flay
Anstalt, 28. XII. 36.

Lieber Lisa.

Dein kleine Gesandter, (Gandau)
sage ich dir besten Dank und hoffe,
daß du schon, future Festtage er-
=lebt hast. Von deiner Krankheit
hoffe ich dich wieder hergestellt, von der
du mir letztes Mal schriebst. Was mich
betrifft, so erwähne ich mich wohl bei
Dank und so weit gewiß nicht an-
=genommen. Selbstverständlich, werde ich,
daß ich damit nicht viel verdienen
kann, sei es für die Öffentlichkeit oder
für mich selber. Ich würde noch von
etwas Lustiges. Inzwischen weißt
ich dich herzlich und wünsche dir ein
gutes neues Jahr. Dein Bruder
Robert.

Lieber Robert, die Sachen,
die ich heute schicke, sind
von Lisa, sie hatte dieses
schöne Kleid für Dich auf-
bewahrt, bitte trage es
bald, es giebt schön warm.

Hoffentlich geht es Dir
gesundheitlich gut, zum
Neuen Jahr sende ich Dir
meine besten Wünsche,
Deine Fanny.

Beobachten auch als journalistische Berufskrankheit? Beinahe eine Obsession für Farben und Formen? Oder ist es auch die Sorge des Vormundes um die Gesundheit seines Mündels? «Roberts Gesicht abgemagert, aber braunrot. Der olivgrüne Anzug abgenützt, die Hosensäume aufgestülpt, das Hemd an den Kragenrändern geflickt, den unvermeidlichen Regenschirm am Arm. [...] Beim Abschied erschreckt mich plötzlich sein tragisches Gesicht. Dieser lange Händedruck.»³¹ «Ich bemerke etwas besorgt, dass er mir stark abgemagert vorkommt.»³²

Des Patienten neue Kleider

«Er lässt sich [...] ohne Widerstand fotografieren.»³³ Carl Seelig ist baff. Etwa ein halbes Jahr nach seiner ersten Wanderung mit Robert Walser wagt der «Laufbursche der Schriftsteller»³⁴ im Januar 1937, seine Kamera mitzunehmen, und staunt nicht schlecht: Kein Widerstand seitens Walsers. Seelig drückt sogleich mehrmals ab (siehe auch die Abb. S. 10, 20). Zwei Jahre später erneut. Verstohlen? Walsers Blick ist einmal auf den Boden, dann auf das Kameraauge gerichtet. Mein eigener Blick bleibt an der Kleidung haften. Teile ich Seeligs Blick wie den eines Konfektionsverkäufers oder einer fürsorglichen Mutter?

«Sein Hut wird immer schäbiger. Das Band völlig zerfetzt. Er will jedoch keinen neuen haben. Das Neue ist ihm widerwärtig.»³⁵ Und der Anzug? Aufgetragen oder neugetragen? Es scheint, als ob Walser seine Schwester Lisa wie auch seinen Spazierfreund Seelig in Sachen Kleider um den Finger gewickelt, das heisst um zwei neue alte Kleider gebracht hätte. Anfang Dezember 1937 fragt Lisa Walser ihren Bruder wohl wie jedes Jahr, was er sich denn zu Weihnachten wünsche. «Antwort: ein Kleid.»³⁶ So bittet sie Direktor Hinrichsen, Walser in Begleitung einer Wärterin – «vielleicht würde Frau Rüdlinger mitgehen können?» – ein «gutes Kleid [...], mit dauerhaftem Stoff, mittlere Preislage»³⁷, auswählen zu lassen. Denselben Weihnachtswunsch richtet Walser an Seelig. Lisa ist überrascht. Die umsichtige Schwester findet «Robert reichlich

Dankesbrief von Robert Walser für ein Weihnachtsgeschenk (Hemden) seiner Schwester Lisa, Herisau 28. Dezember 1936.

«Lieber Robert, die Sachen, die ich heute schicke, sind von Lisa, sie hatte dieses schönen Kleid für Dich aufbewahrt, bitte trage es bald, es giebt schön warm. Hoffentlich geht es Dir gesundheitlich gut, zum Neuen Jahr sende ich Dir meine besten Wünsche, Deine Fanny.» Beilagekarte zu einem Weihnachtsgeschenk von Fanny Hegi-Walser an ihren Bruder Robert, undatiert (wohl nach Lisa Walsers Tod 1944).



Robert Walser
auf einer Wande-
rung von Herisau
nach Wil (SG)
am 23. April 1939,
fotografiert von
Carl Seelig.

unbescheiden»: «Zwei neue Kleider hat Robert nicht nötig, denn hier habe ich noch eines, das mir Bruder Karl gesandt hat. Es ist gewaschen, noch sehr gut in Stoff u. Schnitt u. benötigt nur einige Reparaturen beim Schneider. Ich halte es Robert für den Frühling bereit und gab ihm den Rat, sich ein dunkleres Kleid für die kältere Jahreszeit auszuwählen grauschwarz meliert u. mir die Rechnung einzuschicken. [...] Was er nötig hätte wäre ein Hut u. eine Krawatte zu dem neuen Kleid. Wenn Ihnen dies passen würde, so könnten Sie Robert schreiben er solle sich den Hut selber auswählen u. Ihnen die Rechnung schicken lassen. Er hat bestimmte Formen gern. Die Krawatte könnten Sie selber aussuchen, damit Sie ein Weihnachtspäckli machen können.»³⁸

Also Kleider auftragen? Wie Kinder in der Geschwisterkette? Wie ich das selber hasste. Ob Walser das gemocht hat? Die ausgebeulten Anzüge vom Bruder Karl tragen, der von ihm verlangte, seinen Lebensunterhalt mit Schriftstellerei zu verdienen, und sich weigerte, auch nur einen Rappen an die Klinikkosten beizusteuern? Hilfe in Form ausrangierter Anzüge? Rührend, wie Lisa sich aus der Ferne um das Äussere ihres Bruders kümmert. Das äusserliche Äussere, das speziell ausserhalb der Klinik auffällt. Denn geschämt hat sie sich schon mit ihrem Bruder, als er es nicht für nötig befunden hatte, «sich für seine Schwester zu rasieren u. so musste ich mit ihm herumgehen wie mit einem entlassenen Sträfling, nicht anders sah er aus».³⁹

Vermutlich sehen wir auf den Fotos der Aprilwanderung von 1939 «am Rand einer bolzengeraden helvetischen Betonstrasse» trotz «blankgewienerten Schuhen»⁴⁰ doch keinen neuen Anzug. Seelig behagte die Rolle des Modeberaters ebenso wenig wie Walser: «Wir probieren in einem Konfektionsgeschäft verschiedene Anzüge für Robert. Der Chef meint, er sei mein Vater. Die Masskleider passen ihm aber nicht gut, da er einen zu runden Rücken hat. Er wünscht etwas «Bäurisches, auf alle Fälle nichts Auffälliges». Da ihn das Massnehmen und Herumfingern an seiner Person immer nervöser macht und sein Kopf rot anzulaufen beginnt, ergreife ich mit ihm die Flucht, ohne etwas gekauft zu haben.»⁴¹

Walser wünscht sich etwas Einfaches, etwas «Bäurisches», um möglichst unauffällig zu sein. Und wenn nun gerade die aus der Mode gekommenen Anzüge zum Auffälligsten zwischen den beiden Spaziergängern Seelig und Walser werden? «In seinem gelblich karierten, ausgetragenen Anzug sieht er mit dem enzianblauen Hemd, der rotgestreiften Krawatte und den aufgekrepelten Hosenstössen ziemlich verwegen aus.»⁴²

Zerknittert und leicht zu gross wirkt der Anzug im April 1939 (siehe Abb. S. 126), die Hosenlänge zu knapp. Hat Walser seinen Bruder Karl an Grösse überragt? Im Künstlerischen zweifellos. Im Juli 1946 sind ihm die Hosen, so Seelig, allerdings wieder «ein bisschen zu lang; er erklärt, es seien die Hosen seines Bruders Karl».⁴³ Ja, die beiden «riesenlangen Brüder Walser».⁴⁴ Lisas Sparsamkeit und Karls Weigerung einer finanziellen Unterstützung sind offenbar über deren Tod hinaus wirkmächtig. So bleibt das Zerknitterte – und steht vielleicht auffällig im Kontrast zum eleganten Seelig. Der Sohn aus begütertem Hause trat stets tadellos auf.

Ob Walser die Aufnahmen von sich je gesehen hat? Vielleicht hat er sie sogar ausdrücklich gebilligt, wie die Fotografien von 1928, die Walter Kern (1898–1966), der Maler und freie Mitarbeiter der anthroposo-

phischen Zeitschrift «Individualität», anlässlich von Walsers 50. Geburtstag in Bern gemacht hat. «Mir kommen übrigens Ihre drei Fotos wirklich soweit ganz gelungen vor.»⁴⁵ Und falls sie ihm missfallen hätten? Vermutlich hätte er auch dann gelassener reagiert als sein Namensvetter Robert Musil (1880–1942)! Dass Seelig bisweilen wie ein Amateurfotograf agierte, störte diesen Autor ungemein. Zwei der bekanntesten Fotos des österreichischen Schriftstellers in seinem Schweizer Exil im Sommer 1939 knipste Carl Seelig. Musil quittierte sie mit gemischten Gefühlen: «Ich danke Ihnen sehr für die Aufnahmen; je besser sie meine Frau findet (was die Wahrheit ist!), desto mehr hadere ich mit dem Schicksal, das im letzten Jahr diesen unsympathischen Alten aus mir gemacht hat, und ihm noch dazu eine Hose mit überlebensgrossen Bauchteil angezogen hat.»⁴⁶ Zufriedener mit den Fotografien von sich dürfte der Westschweizer Autor Charles Ferdinand Ramuz (1878–1947) gewesen sein, über den Carl Seelig im Schweizer Familienblatt vom 3. Juni 1944 eine Bildreportage veröffentlichte.⁴⁷ Dabei wurde er von einem Fotografen begleitet.⁴⁸

Und Robert Walser? «In diesem Zustand [verzaubert] fotografiere ich ihn, hastig und voll Hemmungen, nur um wieder einmal eine Aufnahme von ihm zu haben, eine Erinnerung für später.»⁴⁹ Die Absicht ist dieselbe, nur lässt sich der literarisch still gewordene Walser nicht mehr am Schreibtisch, dem Ikonenmöbelobjekt des Autorenbildes, ablichten. Staffage ist die Landschaft, die Natur, in der sich die wohl mehrheitlich schweigenden Wanderer bewegten. Walser in der Landschaft, in leicht variierenden Stellungen, in «auffallend senkrechter Art auf der Erde».⁵⁰

Polizei-Fotografien: Am Ende die Schneedecke

Die letzten Aufnahmen, die wir von Robert Walser haben, sind nochmals einer anderen Bild-Kategorie zuzuordnen, der Polizeifotografie. Aufnahmen des toten Robert Walser, am Ende seines Spaziergangs vom 25. Dezember 1956 (siehe Abb. S. 130). Oder entzieht sich hier die Fotografie einer genaueren Klassifizierung? Denn die Einteilungen, denen man sie unterwirft, sind «dem Gegenstand äusserliche, ohne Bezug zu ihrem Wesen [...] (wenn es existiert)». (Roland Barthes)⁵¹ Trägt diese Vorstellung eines «Wesens» nicht wieder zu einer allerletzten Ikonisierung der Walser-Fotografien bei, geradezu zu einem Walser-Märchen? Nichtsdestotrotz: Die Fotos berühren, beseelen, bestechen. Ich verstehe mit einem Male Barthes: «[...] es ist das, was ich dem Photo hinzufüge und was dennoch schon da ist.»⁵²

Der sedimentierte Text, der mit dem «inneren Wissen» spekuliert, will nicht glauben, dass ein «erspazierter» Tod im Schnee zufällig ist. In

aller Stille starb Walser auf der Wachtenegg. Nun hält der Fotografierte ewig still. «Unter der Photographie eines Menschen ist seine Geschichte wie unter einer Schneedecke begraben», heisst es einmal bei Siegfried Kracauer. Doppelt verdichtet bei Robert Walser? Ohne in Herisau noch «ein Quentchen seines Lebens preiszugeben»,⁵³ verbirgt Walser seine Lebensgeschichte unter dem Schnee. Die Betrachterin vermag den Schnee auch mit Anregungen aus der Foto- und der Psychiatriegeschichte nicht zum Schmelzen zu bringen. Denn auch von diesen Fotos geht jene kalte Wahrheit aus, «dass wir immer nur Betrachter sind, weiter nichts».⁵⁴



Walser-Denkmäler

«kommt [...] am ehesten eine Gedenktafel in Frage»

Peter Witschi

Am 29. Dezember 1956, «an einem duftig-schönen Wintermorgen», wurde Robert Walser auf dem Herisauer Friedhof beerdigt. In der Friedhofskapelle waren knapp ein Dutzend Freunde und Verehrer versammelt. Zum kleinen Kreis gehörten Carl Seelig (1894–1962), die beiden Klinikärzte Heinrich Künzler (1903–1978) und Hans Steiner, Regierungsrat Erwin Schwendinger (1911–1995), Gertrud Giezendanner-Riesen, die Ehefrau des Untersuchungsrichters, Vertreter des Pflege- und Schwesternpersonals sowie Pfarrer Kurt Hänny (geb. 1916). Zum Leichenmahl erschien noch die Hälfte der Trauergemeinde; man trank einen Kaffee im Café Frehner, wo Walser auf seinen Spaziergängen oft eingekehrt war.

Als Anfang Januar 1957 der Gemeinderat von Teufen mit der Frage konfrontiert wurde, ob die Bürgergemeinde den Verstorbenen ehren solle, wurde die Sache vertagt mit dem Hinweis, «dass zuerst abgeklärt werden müsse, welche Ehrungen von anderer Seite für den Verstorbenen vorgenommen werden».¹ Und wie verhielt sich die Gemeinde Herisau? Nicht die örtlichen Behörden, sondern engagierte Privatleute nahmen den Ball auf. Wie dem Briefwechsel zwischen Untersuchungsrichter Kurt Giezendanner (1912–1994) und Vormund Carl Seelig zu entnehmen ist, stand anfänglich der Gedanke im Vordergrund, in der Nähe des Sterbeortes eine Ruhebänk mit dem Namen des Dichters zu erstellen. «Solch eine kleine Anlage – für Besinnliche und für Müssiggänger – würde dem Wesen Robert Walsers sicher gut entsprechen», schrieb der Herisauer Gemeinderichter am 12. Februar 1957.² Doch realisiert wurde letztlich ein anderes Projekt.

Offizielles Polizeifoto vom Todesort Robert Walsers auf der Wachtenegg in Herisau, 25. Dezember 1956.

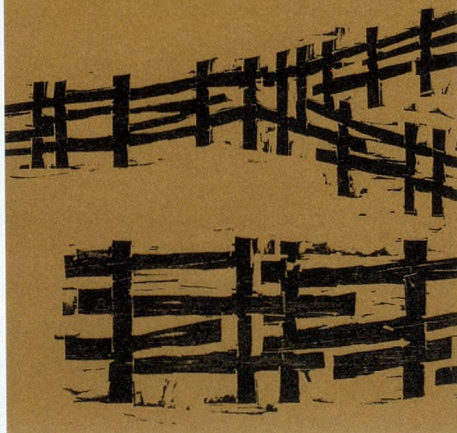
Der Walserbrunnen – nicht nur für Robert

Winter 1957. Ein Regensonntag und ein Glas Wein bewogen Hans Alder (1922–1982), Redaktor der Appenzeller Zeitung, und Rudolf Reutlinger (1921–2004), Ausserrhoder Ratschreiber sowie Herisauer Gemeinderat, zur Idee, ein Denkmal für Robert Walser zu errichten. Äusserer Anlass



Robert Walser

Kleine
Auslese



war die anstehende Neugestaltung eines kleinen Platzes an der Oberdorfstrasse. Bald war das «Komitee für eine Robert-Walser-Gedenkstätte in Herisau» gebildet. Hochrangige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens konnten dafür gewonnen werden. Für das Patronat stellten sich der schweizerische Bundesrat Philipp Etter (1891–1977) und der deutsche Bundespräsident Theodor Heuss (1884–1963) zur Verfügung. Letzterer notierte in seinem Antwortschreiben vom 5. August 1957: «Ich will gerne bejahen. Es liegt ja vier Jahrzehnte oder mehr zurück, da ich, damals Leiter einer literarischen Zeitschrift, Beiträge von Robert Walser zum Abdruck brachte; die kleine, ebenmässige Handschrift auf breitformatigem festem Papier steht vor meinen Augen [...]»

Auf Einladung gingen von vier Künstlern Entwürfe für einen neuen Brunnen ein, darunter von Lorenz Balmer (1916–2004) eine abstrahierte Pflanzenfigur als Symbol für die Natur. Im August 1959 beschloss das Komitee im Beisein von Carl Seelig, den in Herisau aufgewachsenen Bildhauer Balmer mit der Ausführung seines Entwurfs zu beauftragen. Zugleich sprach es sich dafür aus, mit der Gedenkstätte auch den Kunstmaler Karl Walser (1877–1943) zu ehren. Damit stiess das Komitee einen früher gefällten Entscheid um. Noch 1957 hatte es einen entsprechenden Wunsch abgelehnt mit dem Hinweis, Roberts Bruder habe überhaupt keine Verbindung zu Herisau gehabt, und der sinnigen Begründung: Es besteht ein wesentlicher Unterschied darin, ob einem Dichter oder einem bildenden Künstler, der sich seine Denkmäler selber schafft, eine Gedenkstätte errichtet werde.

Die notwendigen Mittel kamen durch Beiträge öffentlicher Institutionen und privater Spender zusammen. Zu den Geldgebern gehörte auch die Gemeinde Teufen, die mit Georg Thürer (1908–2000) im Komitee vertreten war. Die Brunnenplastik meisselte der Bildhauer aus einem 6,5 Tonnen schweren Steinblock heraus, als Bindeglied zwischen diesem zeitgenössischen Werk und den traditionellen Dorfhäusern in seiner Umgebung schuf der Künstler einen Trog in der Form eines alten Dorfbrunnens aus gelbem Jurakalk, einem typischen Gestein aus der Heimatgegend Biel der Brüder Walser. Alles in allem kostete das Werk 41 800 Franken.

Verbunden mit einer offiziellen Feier erfolgte am Samstag, dem 16. Juni 1962, die Einweihung des Brunnens am wenig prominenten Standort, der fortan die Bezeichnung «Walser-Platz» tragen sollte. Der Anlass war der Appenzeller Zeitung eine mehrseitige Reportage wert, das UKW-Programm von Radio Beromünster brachte eine ausführliche Reportage darüber, und selbst das Schweizer Fernsehen war zugegen. Mit dem üblichen Pathos wurde die von Lorenz Balmer in Basel geschaffene Plastik gefeiert, «aus der die Seele und die Liebe eines Künstlers strahlt, die in Demut jene des verstorbenen geehrten Künstlers sucht». Zum Kreis der Festredner ge-

Bildhauer Lorenz Balmer bei der Enthüllung der Brunnenfigur am Samstag, 16. Juni 1962.

Der Walserbrunnen am Walser-Platz, ein Werk des Bildhauers Lorenz Balmer, 1962.

Zur Einweihung des Walser-Brunnens publizierten die Stiftung Pro Helvetia und der Verlag Schlöpf & Co. in Herisau eine Auswahl «der schönsten Texte Walsers», so die Appenzeller Zeitung vom 18. Juni 1962 in ihrer Beilage zur Einweihung des Walser-Brunnens.

PROTOKOLL DES GEMEINDERATES HERISAU

Datum: 25. September 1984

Hauptmannamt; Räumung des Grabes von Dichter Robert Walser

Am 3. September 1982 ersuchte die Carl Seelig-Stiftung, Zürich, man möge das Grab des Dichters Robert Walser nicht wie vorgesehen in November 1984 räumen, sondern unverändert belassen. Am 2. August 1983 (vgl. Prot. 123) lehnte der Gemeinderat dieses Gesuch ab, erklärte sich aber bereit, an einem noch zu bestimmenden Standort eine Gedenktafel zu Ehren des Verstorbenen zu erstellen.

Vor einigen Tagen kamen nun der Willensvollstrecker von Carl Seelig und zwei Philosophen, die hauptberuflich die Werke von Robert Walser erforschen, nach Herisau. Sie besichtigten im Beisein des Gemeindehauptmanns das zu räumende Grab und wünschten die sterblichen Überreste zu kremieren und in einer Urne aufzubewahren. An einem gemeinsam bestimmten Ort sollen die Urne und eine Gedenktafel aufgestellt werden. Die Vertreter der Carl Seelig-Stiftung werden sämtliche entstehenden Kosten selbstverständlich übernehmen und zudem sämtliche neu erscheinenden Werke von Robert Walser unentgeltlich zukommen lassen.

Der Gemeinderat nimmt von diesem Vorgehen in zustimmendem Sinne Kenntnis. Er ist der Auffassung, dass sich die Gemeinde die im Zusammenhang mit der Grabverlegung entstehenden Kosten nicht bezahlen lassen, sondern dieselben voll und ganz übernehmen solle. Dies wiederum als Geste für die umfassenden, auch für unsere Gemeinde sehr wertvollen Forschungsarbeiten.

Beschluss

Der Gemeinderat

b e s c h l i e s s t :

1. Von der abgesprochenen Grabverlegung wird in zustimmendem Sinne Kenntnis genommen.
2. Die Grabverlegungskosten und späteren -unterhaltskosten werden vollumfänglich von der Gemeinde Herisau übernommen. Die Kosten sind einem vom Gemeindehauptmann noch zu bestimmenden Fonds zu belasten.

NAMENS DES GEMEINDERATES HERISAU
Der Gemeindehauptmann

E. Kung
Der Gemeindevizepräsident

Auszug an

- Hauptmannamt
- Kommission für Technische Dienste
- Aktuariat
- Friedhofverwaltung

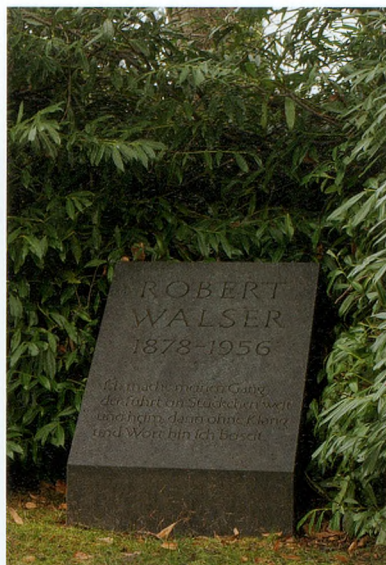
Auszug aus dem Protokoll des Gemeinderats Herisau zur Verlegung von Robert Walsers Grab, 25. September 1984.

hörte alt Landammann Adolf Bodmer (1903–1980), der den Brunnen symbolisch dem Gemeindehauptmann übergeben durfte, als «ein Kunstwerk, das in seiner Art [...] das erste ist für Herisau und für den Kanton».³ Die in den Augen vieler Einheimischer ungewöhnlich abstrakte Brunnen-skulptur lieferte lange Gesprächsstoff, und das teure Denkmal für einen unscheinbaren Anstaltler löste manches Kopfschütteln aus. Heute könnte man sich den Brunnen kaum mehr wegdenken, doch sollten Auswärtige besser nicht nach dem Walser-Platz fragen. Den Brunnen kennen viele, doch dass es in Herisau einen Walser-Platz gibt, weiss wohl kaum jemand.

Walsers Grabstätte – «beiseit» in Leben und Tod

In den letzten Jahren ist die Grabstätte auf dem abseits des Dorfzentrums gelegenen Friedhof zum beliebten «Pilgerziel» von Walserfreunden geworden. Daher ist es angezeigt, deren kaum bekannte Entstehungsgeschichte in Erinnerung zu rufen.⁴

Ein schlichtes Holzkreuz und ab 1957 ein gewöhnlicher Grabstein schmückte Walsers Grab Nr. 2340 im Feld D des Herisauer Friedhofs auf dem Kreckel. Mit Blick auf die bevorstehende Räumung der älteren Gräber ersuchte die Carl-Seelig-Stiftung in Zürich ab 1982 wiederholt um



Beibehaltung des Erdbestattungsgrabes. «Ich glaube, dass es sich rechtfertigt, das Grab des Dichters Robert Walser so zu lassen, wie es nach seinem Tode angelegt wurde und aus Respekt und im Sinne der Ehrung Robert Walsers von einer Verlegung oder Aufhebung des Grabes Abstand zu nehmen», so lautete die Begründung des Stiftungsratspräsidenten Dr. Elio Fröhlich. Doch für eine solche Sonderbehandlung waren weder Friedhofverwaltung noch Gemeindebehörden von Herisau zu gewinnen. Im Sommer 1983 unterbreitete die Kommission für Technische Dienste dem Gemeinderat den Antrag, das Grab des Dichters aufzuheben und an dessen Stelle am Eingang zur Urnenmauer eine Gedenktafel anzubringen.⁵

Letztlich aber konnte man sich einer angemessenen Ehrung doch nicht verschliessen. Anlässlich einer Friedhofbegehung am 26. Juni 1984 bestimmte die Ressortkommission den zukünftigen Standort des neuen Grabmals. «Das grosse Wirken dieses Dichters rechtfertigt sicher, dass auf dem Friedhof auf die letzte Ruhestätte hingewiesen wird»⁶; in diesem Sinne beschloss der Gemeinderat am 25. September 1984 die Verlegung des Grabes und die Übernahme der späteren Unterhaltskosten. Mitte November wurden die sterblichen Überreste durch Friedhofsverwalter Jakob Schadegg exhumiert und am 17. November 1984 im Krematorium St. Gallen eingeäschert.⁷ Später setzte man die Urne mitten im Friedhof nahe der Urnenmauer bei und platzierte dort einen neuen Grabstein, für den Werner Morlang (geb. 1949) die passende Inschrift auswählte. Seither erinnert dieser mit einem Sinngedicht Robert Walsers versehene Stein an die Grabstätte. Sein vierzeiliger Vers endet mit dem Wort «beiseit».⁸

Robert Walsers Grab auf dem Herisauer Friedhof kurz nach der Beerdigung, Januar 1957.

Der seit 1984 bestehende Gedenkstein über dem Urnengrab im Friedhof Herisau.

ROBERT
WALSER

1878 - 1956



2340

Anhang

Chronik zu Robert Walser

- 15.04.1878 Geburt von Robert Walser in Biel
1892 Beginn der Lehre bei der Bieler Filiale der Berner Kantonalbank
22.10.1894 Tod der Mutter Elisa Walser-Marti
1895 Vergeblicher Versuch, in Stuttgart Schauspieler zu werden
1897 Aufenthalt in Zürich (bis 1905) und erste Reise nach Berlin
08.05.1898 Erste Publikation von Gedichten in der Zeitung «Der Bund», Bern
1901 Reisen nach München und Berlin
1902 Publikation von Prosastücken (u.a. «Fritz Kochers Aufsätze») in «Der Bund», Bern, und «Die Insel», München
1903 «Gehülfe» beim Erfinder Carl Dubler in Wädenswil
1904 Publikation des ersten Buches «Fritz Kochers Aufsätze» in Leipzig
1905 Übersiedlung nach Berlin; Besuch einer Dienerschule
1906 Niederschrift des ersten Romans in Berlin
1907 Publikation des Romans «Geschwister Tanner» in Berlin
1908 Publikation des Romans «Der Gehülfe» in Berlin
1909 Publikation des Romans «Jakob von Gunten» und des Bandes «Gedichte» in Berlin
1913 Rückkehr in die Schweiz, Niederlassung in Biel
28.01.1914 Tod des Vaters Adolf Walser
1914/15 mehrwöchige Militärdienste
1916 Publikation des Sammelbandes «Prosastücke»
1917 Publikation der Sammelbände «Kleine Prosa» und «Der Spaziergang»
1918 Publikation «Poetenleben»
1920 Publikation der Dramensammlung «Komödie» und des Prosabands «Seeland»
1921 Niederlassung in Bern; kurzzeitige Anstellung im Staatsarchiv
1925 Publikation des letzten Buches «Die Rose»
25.01.1929 Eintritt in die Heil und Pflegeanstalt Waldau, Bern
19.06.1933 Überführung in die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau
23.03.1934 Bevormundung durch das Amtsgericht Bern
31.05.1934 Wahl von Jakob Walser zum Vormund

Das Grab von Robert Walser auf dem Friedhof Herisau im Herbst 1957.

- 26.07.1936 Erster Besuch von Carl Seelig bei Robert Walser und
Beginn der gemeinsamen Wanderungen
- 1937 Hoffnungen auf Wiederaufnahme der Schriftstellerei
Publikation «Grosse kleine Welt», herausgegeben von
Carl Seelig
- 13.02.1941 Bestellung von Alfred Hungerbühler zum Vormund
- 28.09.1943 Tod des Bruders Karl Walser
- 07.01.1944 Tod der Schwester Lisa Walser in Bern
- 24.05.1944 Übertragung der Vormundschaft an Carl Seelig
- 1947 Publikation der ersten Biographie durch Otto Zinniker
- 15.04.1953 75. Geburtstag mit Artikel in der «Appenzeller Zeitung»
- 25.12.1956 Tod von Robert Walser auf einem Spaziergang im Schnee

Anmerkungen

Abkürzungen:

GemA	Gemeindearchiv
StAAR	Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden
StABE	Staatsarchiv des Kantons Bern
StABL	Staatsarchiv Basel-Landschaft
Walser-Archiv	Robert Walser-Archiv Bern
ZBZ	Zentralbibliothek Zürich

Vorwort zur zweiten Auflage

- 1 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. St. Gallen 1957 (Neuaufgabe Zürich und Frankfurt am Main 1977).
- 2 Hans Alder: Herisauer Erinnerungen an Robert Walser. In: Appenzeller Zeitung 18.05.1978.
- 3 Appenzellische Jahrbücher 2005. 133. Heft. Hrsg. von der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Herisau 2006, S. 7–69.
- 4 Erweitert wurden die Beiträge von Barbara Auer «Geschrieben, aber nicht gedruckt», Appenzellische Jahrbücher 2005, S. 38–41 und von Thomas Fuchs «Die Walser von Teufen», Robert Walser – Herisauer Jahre 1933–1956, S. 81–92. Eine vollständige Überarbeitung erfuhren die Texte von Margit Gigerl «Weshalb Robert Walser nicht geheilt wurde», Appenzellische Jahrbücher 2005, S. 10–23 und von Peter Witschi «Walser-Denkmäler», Saiten. Ostschweizer Kulturmagazin, August 2001, St. Gallen 2001, S. 20 f. Bei den Artikeln von Livia Knüsel «Robert Walser in der Arbeitstherapie» und Iris Blum «Unter der Fotografie begraben» handelt es sich um Nachdrucke aus «Appenzellische Jahrbücher 2005», S. 24–37 bzw. S. 56–67.

Wandern statt Dichten

- 1 1986 schuf der Schriftsteller und Fotograf Peter Morger (1955–2002) mit dem Robert-Walser-Pfad den ersten Literaturweg in der Schweiz. 15 Jahre später erweiterte er den Pfad, für den er gerne auch die Kurzform ROWAPF verwendete, zusammen mit dem Historischen Verein Herisau und Umgebung zum Rundweg (vgl. P. Morger: 797. Annäherung an einen Unbekannten, in: Saiten. Ostschweizer Kulturmagazin, August 2001, S. 7–10). In den Jahren 2009 bis 2012 erfolgte dann eine grundlegende Erneuerung des Walser-Pfads mit Unterstützung des Lions Club Herisau.

In der Psychiatrischen Klinik Herisau

- 1 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte (KG), S. 5.
- 2 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 5.
- 3 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 8.
- 4 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, Dez. 1941.
- 5 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, 07.07.1942.
- 6 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, 1950.
- 7 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 22.
- 8 Walser-Archiv: Videofilm mit Interview mit Pfleger Sepp Wehrle.
- 9 StAAR: Pa.57-8, 1948.
- 10 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 23.
- 11 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 14.

- 12 Walser-Archiv (wie Anm. 8).
- 13 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 21.
- 14 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, 1953.
- 15 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 13.
- 16 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 14.
- 17 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 8.
- 18 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 5.
- 19 Walser-Archiv: Pfleger Solenthaler, in: Film von Peter Hamm: Ich stehe immer noch vor der Türe des Lebens.
- 20 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 27.
- 21 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 8/9.
- 22 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 5.
- 23 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 20.
- 24 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 24.
- 25 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser, St. Gallen 1957.
- 26 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 22.
- 27 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 1.
- 28 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 19.
- 29 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 19.
- 30 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 19.
- 31 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 19.
- 32 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 5.
- 33 StAAR: Pa.57-7 KG, S. 21.

Geschrieben, aber nicht gedruckt

- 1 Interview mit Otto Knellwolf am 14.11.2001, geführt von lic. phil. Barbara Auer und Dr. Peter Witschi. Es ist abhörbar im Museum Herisau.
- 2 Interview mit Josef Wehrle am 29.04.2003, geführt von lic. phil. Barbara Auer und Dr. Peter Witschi. Es ist abhörbar im Museum Herisau.
- 3 Interview mit Margrit Meier, geführt von Radio DRS 2, 2001. Es ist abhörbar im Museum Herisau.
- 4 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Frankfurt am Main 1977, S. 10f.
- 5 Ebd., S. 13f.

Robert Walser in der Arbeitstherapie

- 1 Friedrich Glauser: Matto regiert. Zürich 2004, S. 34.
- 2 Jakob Klaesi: Der Föhn. Nr. 32, 1937.
- 3 Zu diesen Begriffen siehe: Hermann Simon: Aktivere Krankenbehandlung in der Irrenanstalt. Werkstattdriften zur Sozialpsychiatrie Nr. 41. Bonn 1986 (Nachdruck der Erstausgabe von 1929).
- 4 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte, S. 13, 21.07.1933 & 20.12.1934, S. 14, 06.06.1935, S. 16, 17.04.1938, S. 20, 28.05.1942, S. 28, 25.12.1956; StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte 26.04.1943, 14.01.1952, 07.07.1952, 08.08.1955.
- 5 Simon (wie Anm. 3).
- 6 Ebd., S. 1.
- 7 Zum Begriff siehe ebd., Teil II.
- 8 Ebd., S. 8.
- 9 Ebd., S. 7.
- 10 StAAR: D.060-04-10. David Kirchgraber. «Memoiren», S. 4f.
- 11 Otto Hinrichsen: 25 Jahre Appenzell A.Rh. Heil- und Pflegeanstalt in Herisau (Jubiläumsschrift). Herisau 1933, S. 27.
- 12 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, 28.09.1943.

- 13 Simon (wie Anm. 3), S. 12.
- 14 Ebd., S. 13.
- 15 Hinrichsen (wie Anm. 10), S. 28.
- 16 Simon (wie Anm. 3), S. 22f.
- 17 Ebd., S. 32.
- 18 Ebd., S. 25f.
- 19 StAAR: Jahresbericht über die Appenzell-Ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1935, S. 5.
- 20 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte, S. 22, 26.06.1944.
- 21 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Frankfurt am Main 1990, S. 12.
- 22 StAAR (wie Anm. 10), S. 1. Hinrichsen ist Verfasser mehrerer wissenschaftlicher Publikationen sowie diverser literarischer Werke.
- 23 Seelig (wie Anm. 21), S. 24.
- 24 Ebd., S. 71f.
- 25 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte, S. 24, 07.01.1948.
- 26 StAAR: Pa.57-8 Pflegerapporte, 11.06.1946.
- 27 StAAR: Protokolle Aufsichtskommission, 09.01.1945, S. 123.
- 28 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte, S. 21, 17.03.1943.
- 29 Hinrichsen (wie Anm. 11), S. 33.
- 30 Simon (wie Anm. 3), S. 10.
- 31 Ebd., S. 18.
- 32 Ebd., S. 153.
- 33 Hinrichsen (wie Anm. 11), S. 32.
- 34 StAAR: Protokolle Aufsichtskommission, 14.08.1947, S. 32.
- 35 Simon (wie Anm. 3), S. 154f.
- 36 StAAR: Pa.57-6 Vormundschaftsberichte, 21.02.1945.
- 37 StAAR: Pa.57-6 Vormundschaftsberichte, 06.03.1951.
- 38 StAAR: Protokolle Aufsichtskommission, 10.10.1946.
- 39 Ebd., 11.10.1948.
- 40 Ebd., 14.08.1947.

Weshalb Robert Walser nicht geheilt wurde

- 1 Otto Hinrichsen: [ohne Titel]. Zitiert nach: Florin Decurtins: Otto Hinrichsen [Nachruf]. In: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, 43. Jg., Nr. 30, 26.07.1941, S. 295–298 (hier S. 295).
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Harro Albrecht: Primum nil nocere. In: Die Zeit, 06.04.2005.
- 5 Hugo Ball: Flucht aus der Zeit. München 1927.
- 6 Friedrich Glauser: Matto regiert. Zürich 1995, S. 80.
- 7 Max Müller: Erinnerungen. Erlebte Psychiatriegeschichte 1920–1960. Berlin 1982, S. 8.
- 8 Otto Hinrichsen: 25 Jahre Appenzell A. Rh. Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. Herisau 1933, S. 26; StAAR: Jahresberichte Appenzell A. Rh. Heil- und Pflegeanstalt 1933 und 1946.
- 9 Max Müller: Prognose und Therapie der Geisteskrankheiten. Leipzig 1936, z.B. S. 53.
- 10 Müller, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 8.
- 11 Vgl. hierzu auch: Marietta Meier et al.: Zwangsmassnahmen in der Zürcher Psychiatrie 1870–1970. Bericht im Auftrag der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich, Zürich 2002.
- 12 Klinik Waldau: Krankengeschichte Ernst Walser (Kopie im Walser-Archiv).

- 13 Meier et al. (wie Anm. 11), S. 71; Eugen Bleuler: Lehrbuch der Psychiatrie. 5. umgearbeitete Auflage. Berlin 1930, S. 310, 317.
- 14 Robert Walser: Auf dem Lande hat man mir. MKG 003/II. In: Ders.: Aus dem Bleistiftgebiet. Hrsg. von Bernhard Echte und Werner Morlang. Band 6. Mikrogramme aus den Jahren 1925–1933. Frankfurt am Main 2000, S. 507.
- 15 Müller, Prognose (wie Anm. 9), S. 25.
- 16 Max Müller: Die körperlichen Behandlungsverfahren in der Psychiatrie. Stuttgart 1952, S. III.
- 17 «[...] Heil- und Pflegeanstalt (ein Euphemismus für Irrenhaus)» heisst es lakonisch in Glausers autobiographischem Text «Ascona» (1931). Friedrich Glauser: Ascona. In: Ders.: Der alte Zauberer. Das erzählerische Werk. Band 2. Zürich 1992, S. 83.
- 18 Müller, Prognose (wie Anm. 9), S. 54.
- 19 Sigmund Freud: Psychoanalyse und Psychiatrie. In: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt am Main 1981, S. 201.
- 20 Hans-Hermann Walser: Psychoanalyse in der Schweiz. In: Dieter Eicke (Hrsg.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Band II/1. Zürich 1976, S. 1192–1218 (hier S. 1195f.). Zu den wichtigsten Entwicklungslinien der Schweizer Psychiatriegeschichtsschreibung vgl.: Catherine Fussinger et al.: Ausdifferenzierung der Psychiatrie in der Schweiz. In: Traverse 2003/1. Psychiatriegeschichte in der Schweiz (1850–2000). Zürich 2003, S. 11–20 (hier S. 16f.).
- 21 Müller, Prognose (wie Anm. 9), S. 30.
- 22 Dieser meines Erachtens sehr treffende Terminus findet durchgängig Verwendung in der Untersuchung von Meier et al. (wie Anm. 11).
- 23 Müller, Prognose (wie Anm. 9), S. 25.
- 24 Ebd.
- 25 Bleuler (wie Anm. 13), S. 328. Hier findet auch der «Randlinger Blitzzug» (vgl. den Text von Livia Knüsel, S. 39) seine Legitimation.
- 26 Auch Müller war in den 1920er-Jahren für ein Praktikum am Burghölzli.
- 27 Meier et al. (wie Anm. 11), S. 97.
- 28 Ludwig Pongratz (Hrsg.): Psychiatrie in Selbstdarstellungen. Bern 1977, S. 496.
- 29 Müller, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 41, 112.
- 30 Klinik Waldau: Pflegerapporte, 03.09.1929, 23.05.1930 (Kopien im Walser-Archiv).
- 31 Walser-Archiv: Brief Lisa Walser an Otto Hinrichsen, Bellelay 22.06.1933.
- 32 Klinik Waldau (wie Anm. 30), 23.06.1932 (Kopien im Walser-Archiv).
- 33 Das bestätigt auch der Erinnerungsbericht von David Kirchgraber, Direktor der Klinik in Herisau 1969–1972. StAAR: D.060-04-10 David Kirchgraber: Otto Hinrichsen.
- 34 Hinrichsen (wie Anm. 8), S. 33.
- 35 StAAR: Protokoll Aufsichtskommission 19.03.1941, S. 39.
- 36 Müller, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 170–172.
- 37 StAAR: Protokoll Aufsichtskommission 24.01.1955, S. 164.
- 38 StAAR: Protokoll Aufsichtskommission 19.12.1941, S. 54f.
- 39 StAAR: D.060-04-10 David Kirchgraber: Hans Oscar Pfister, S. 2.
- 40 Ebd.
- 41 Dieses Urteil geht wohl massgeblich auf David Kirchgraber zurück, dienten doch seine «Erinnerungen» als mitunter wörtlich übernommene Quelle für die Festschrift «75 Jahre Kantonale Psychiatrische Klinik Herisau» von Hermann Nüesch.
- 42 StAAR: D.060-04-10 David Kirchgraber (wie Anm. 33), S. 3.
- 43 StAAR: Protokoll Aufsichtskommission 04.06.1937, S. 2.

- 44 Müller, Erinnerungen (wie Anm. 7), v.a. S. 144–173.
- 45 StAAR: D.060-04-10 David Kirchgraber (wie Anm. 33), S. 6.
- 46 Ebd., S. 5.
- 47 Walser-Archiv: Brief Otto Hinrichsen an Carl Seelig, Herisau 09.09.1940 (im Original unterstrichen).
- 48 Ebd. S. 29.
- 49 StAAR: Protokoll der Aufsichtskommission 29.06.1942, S. 63f.
- 50 Walser-Archiv: Brief Heinrich Künzler an Carl Seelig, 30.12.1949.
- 51 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte Robert Walser, S. 19, 10.01.1939.
- 52 Walser-Archiv: Brief Hans Steiner an Carl Seelig, 26.03.1955.

Lisa Walser zwischen Fürsorge und Abwehr

- 1 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 27.03.1937.
- 2 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 01.03.1936.
- 3 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 12.04.1938.
- 4 Robert Walser: Geschwister Tanner. Zürich, Frankfurt a. M. 1986, S. 324.
- 5 Karin Hausen: Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere» – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Hrsg. von Werner Conze. Stuttgart 1976, S. 363–393 (hier S. 367).
- 6 Irene Stoehr: «Organisierte Mütterlichkeit». In: Frauen suchen ihre Geschichte. Hrsg. von Karin Hausen. München 1987, S. 225–253 (hier S. 228).
- 7 Catherine Sauvat: Vergessene Welten. Biographie zu Robert Walser. Köln 1993, S. 28.
- 8 Bernhard Böschenstein: Erinnerung an Lisa Walser. In: «Immer dicht vor dem Sturze ...». Hrsg. von Paolo Chiarini und Hans Peter Zimmermann. Frankfurt am Main, 1987, S. 329–330 (hier S. 329).
- 9 Ebd., S. 330.
- 10 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 23.01.1941.
- 11 Bernhard Echte: Warum verbarg sich Walser in Thun? In: «Immer dicht vor dem Sturze ...» (wie Anm. 8), S. 331–347 (hier S. 335).
- 12 Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann: Der bürgerliche Wertehimmel. In: Geschichte und Gesellschaft, Heft 23, 1997, S. 333–359 (hier S. 339).
- 13 So zum Beispiel Frieda Mermet, Hermann Walser und Fanny Hegi-Walser.
- 14 Vgl. Nachruf auf Lisa Walser von Otto Zinniker. In: Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 2. Juli 1944.
- 15 Walser-Archiv: Brief von Frieda Mermet an Carl Seelig, 21. Dezember 1953.
- 16 Peter von Matt: Wer hat Robert Walsers Briefe geschrieben? In: «Immer dicht vor dem Sturze...» (wie Anm. 8), S. 98–105 (hier S. 101).
- 17 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Frankfurt a. M. 1977, S. 26.
- 18 Walser-Archiv: Briefe von Lisa Walser an Carl Seelig, 24.11.1937 und 05.07.1937.
- 19 StAAR: Pa.57-15 Brief von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, 04.03.1937.
- 20 StAAR: Pa.57-15 Brief von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, 10.07.1937.
- 21 Ebd.
- 22 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 24.04.1937.
- 23 StAAR: Pa.57-15 Brief von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, 10.12.1935.
- 24 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 12.04.1938.
- 25 StAAR: Pa.57-15 Brief von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, 22.02.1937.
- 26 StAAR: Pa.57-15 Brief von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, 10.07.1937.
- 27 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 31.10.1937.
- 28 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 20.07.1939.
- 29 Carl Seelig (wie Anm. 17), S. 73f.

Unter Vormundschaft

- 1 StAAR: Pa.57-7 Krankengeschichte (KG), S.11, 18.06.1933.
- 2 GemA Teufen: A.1-001-052 Gemeinderatsprotokoll, 13.12.1933.
- 3 StAAR: Pa.57-10 KPK-Korrespondenz, 21.11.1933.
- 4 StAAR: Pa.57-10 KG-Gutachten, 19.01.1934.
- 5 StAAR: Pa.57-07 KG, S.13, 16.,3.1934.
- 6 StAAR: Pa.57-10 KPK-Korrespondenz, 14.03.1934.
- 7 StABE: Bez Bern B2612, Urteil des Amtsgerichts Bern.
- 8 Vormundschaftsrecht. Einsiedeln/Köln 1943, S. 33f., S. 117–119.
- 9 GemA Teufen: A.1-001-062 Gemeinderatsprotokoll, 04.05.1944.
- 10 StAAR: Pa.57-7 KG, 26.02.1944.
- 11 StAAR: Pa.57-10 KPK-Korrespondenz, 26.05.1944.
- 12 StAAR: Pa.57-10 KPK-Korrespondenz, 22.05.1944; Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie. Genf/Hamburg 1966, S. 276.
- 13 Walser-Archiv: Brief von Oscar Walser, 22.06.1944.
- 14 Walser-Archiv: Brief von Carl Seelig, 04.07.1944.
- 15 Robert Walser: Geschwister Tanner. Zürich/Frankfurt am Main 1986, S. 20.
- 16 StAAR: D.60 Klinikverwaltung, Patientenkonti.
- 17 StAAR: Pa.58-10 KPK-Korrespondenz, 24.02.1937.
- 18 Robert Walser. Leben und Werk in Daten und Bildern. Hrsg. von Elio Fröhlich und Peter Hamm. Frankfurt am Main 1980, S. 270.
- 19 StAAR: Pa.57-6 Vormundschaftsbericht, 06.03.1940.
- 20 StAAR: Pa.57-6 Vormundschaftsbelege 1950.
- 21 Robert Walser: Gedichte. Mit Radierungen von Karl Walser. Neu hrsg. von Carl Seelig. Basel 1944 (Sammlung Klosterberg Schweizerische Reihe); Robert Walser: Vom Glück des Unglücks und der Armut. Hrsg. von Carl Seelig. Federzeichnungen von Charles Hug. Basel 1944 (Sammlung Klosterberg Schweizerische Reihe); Robert Walser: Stille Freuden. Olten 1944 (Veröffentlichungen der Vereinigung Oltner Bücherfreunde Nr. 24); Robert Walser: Der Spaziergang. Mit Zeichnungen von Eugen Fröh. Herrliberg-Zürich 1944.

Die Walser von Teufen

- 1 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser, St. Gallen 1957, S. 26–30.
- 2 GemA Teufen: A.2-101-02 Taufbuch, Eintrag 30.08.1704 «Conrad Walser». Der angegebene Name der Mutter («Anna Cathrain Scheüssin») dürfte falsch sein. Die Mutter dürfte viel eher Anna Cathrina Zellweger gewesen sein, wie bei den Einträgen vom 13.12.1702 («Anna Walser») oder vom 29.05.1706 («Johannes Walser»).
- 3 StAAR: Taufbuch Trogen, Eintrag 21.03.1578 «Jörg Walser».
- 4 Ernst H. Koller, Jakob Signer: Appenzellisches Wappen- und Geschlechterbuch, Bern und Aarau 1926, S. 377.
- 5 StAAR: Taufbuch Trogen, Eintrag 13.12.1581 «Petter Walser»; Emil Looser, Ernst Züst: Walser aus Trogen und Herisau, Bürger von Wolfhalden. Typoskript. Wattwil und Wolfhalden 1994, S. 10–12.
- 6 Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Genf und Hamburg 1966, S. 11. Mächler stützte sich vermutlich auf Koller/Signer (wie Anm. 4), S. 378.
- 7 Heinrich Jakob Heim: Pfarrer J. Ulrich Walser. In: Appenzellische Jahrbücher 1868, S. 157–176 (hier S. 159).
- 8 GemA Teufen: A.2-101-01 Taufbuch, 1648–1650. Zu Pfarrer Gmünder: Hans-Martin Stückelberger: Die Appenzellische reformierte Pfarrerschaft. Herisau 1977, S. 75.
- 9 GemA Teufen: A.3-011-02 Kapitalbuch Armengut sowie A.3-011-03 Kapitalbuch Brunnengut, beide angelegt 1657.

- 10 Inschrift auf einem vom Ehepaar Walser-Schefer 1694 gestifteten Abendmahlkelch. Vgl.: Eugen Steinmann: Die Kunstdenkmäler des Kantons Appenzell Ausserrhoden Band II. Basel 1980, S. 199. Ferner: GemA Teufen: A.2-101-01 Taufbuch, Eintrag 12.09.1633 «Anna Schefer».
- 11 GemA Teufen: A.2-101-01 Taufbuch, Eintrag 10.06.1651 «Cathrina Walser».
- 12 GemA Teufen: A.2-101-02 Taufbuch, Einträge im Oktober 1684 und Juni 1686.
- 13 Inschrift auf einem 1694 vom Ehepaar Walser-Schefer gestifteten Abendmahlkelch (wie Anm. 10).
- 14 GemA Teufen: A.2-101-09 Totenbuch, Einträge 03.02.1755, 03.08.1768, 05.02.1780; Steinmann (wie Anm. 10), S. 199.
- 15 GemA Teufen: A.2-301-03 Erbteilungsprotokoll 1849, S. 334–336.
- 16 GemA Teufen: A.2-301-03 Erbteilungsprotokoll 1849, S. 306–308 und 1853, S. 393–395.
- 17 GemA Teufen: A.3-014-02a Jahresrechnung 1848/49.
- 18 GemA Teufen: A.2-301-02 Erbteilungsprotokoll 1837, S. 158–160 sowie A.2-301-03, 1838, S. 6–8; Appenzellisches Monatsblatt 1837. Herisau 1837, S. 110–112.
- 19 Steinmann (wie Anm. 10), S. 221.
- 20 GemA Teufen: A.2-121-01 Familienbuch Bürger. Band I, Nr. 1(216).
- 21 StAAR: Familienbuch Bürger von Teufen. Band I, Nr. 216(1); GemA Teufen: A.2-402-04 Kaufprotokoll. Band. IV, S. 60–62.
- 22 D.E. Walser: Robert Walser – Aus seiner Familie. Basel 1977, S. 12.
- 23 GemA Teufen: A.3-101-01 Protokoll Staatssteuern 1798–1807 sowie A.1-001-10 bis 16 Rätchenprotokolle 1833–1849; Staatskalender von Appenzell Ausserrhoden.
- 24 GemA Teufen: A.2-121-01 Familienbuch Bürger. Band I, Nr. 1(216).
- 25 GemA Teufen: A.2-301-03 Erbteilungsprotokoll 1849, S. 334–336.
- 26 Heim (wie Anm. 7), S. 164.
- 27 Straubenzeller Buch, St. Gallen 1986, S. 218.
- 28 Zitiert nach: D.E. Walser (wie Anm. 22), S. 6.
- 29 Heim (wie Anm. 7), S. 158–160.
- 30 D.E. Walser: Robert Walser – Die Schaffhauser Ahnen. Basel 1977, S. 4–6, 17.
- 31 Alfred Tobler: Pfarrer Joh. Ulrich Walser. In: Appenzellische Jahrbücher 1908, S. 33–101.
- 32 Thomas Christian Müller: Ein Appenzeller Pfarrer als politischer Entwicklungshelfer. Johann Ulrich Walser in Baselland: Pfarrer, Verleger, Politiker. In: Appenzellische Jahrbücher 1999, S. 45–72 (hier S. 54).
- 33 D.E. Walser (wie Anm. 22), S. 18.; Blum (wie Anm. 35), S. 92, 100, 131.
- 34 Müller (wie Anm. 32), S. 57.
- 35 Roger Blum: Die politische Beteiligung des Volkes im jungen Kanton Baselland (1832–1875). Liestal 1977, S. 51, 124–127; Fritz Klaus: Basel-Landschaft in historischen Dokumenten 1. Teil. Liestal 1982, S. 118f., 123.
- 36 Hans Gustav Keller: Die politischen Verlagsanstalten und Druckereien in der Schweiz 1840–1848. Bern und Leipzig 1935, S. 127f.
- 37 Müller (wie Anm. 32), S. 57–65.
- 38 Blum (wie Anm. 35), S. 288f.; Keller (wie Anm. 36), S. 128.
- 39 StABL: Auskünfte vom März 1993; Blum (wie Anm. 35), S. 138, 157, 283, 285.
- 40 Heim (wie Anm. 7), S. 176.
- 41 GemA Teufen: A.2-121-01 Familienbuch Bürger. Band I, Nr. 7(487).
- 42 D.E. Walser (wie Anm. 22), S. 8.
- 43 GemA Grub AR: Taufbuch, Eintrag 28./30.1.1833 «Adolf Walser»; Tobler (wie Anm. 31), S. 82.
- 44 Tobias Kästli: Die Vergangenheit der Zukunftsstadt. Bern 1989, S. 54f.

- 45 Bernhard Echte: Robert Walsers Kindheit und Jugend in Biel. Ein biographischer Essay. Wädenswil 2002, S. 13–16.
- 46 Echte (wie Anm. 45), S. 17–38.
- 47 Echte (wie Anm. 45), S. 38–51.
- 48 Brief von Robert Walser an Frieda Mermet, Biel 09.02.1914. Zitiert nach: Robert Walser. Briefe. Hrsg. von Jörg Schäfer unter Mitarbeit von Robert Mächler. Genf 1975, S. 70f.
- 49 Brief von Robert Walser an seine Schwester Lisa, Zürich 05.05.1898. Zitiert nach: Robert Walser (wie Anm. 48), S. 10.

Der ganze Walser – Ein Streifzug durch «Geschwister Tanner»

- 1 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Neu herausgegeben von der Carl Seelig Stiftung. Frankfurt am Main 1990.
- 2 Robert Walser: Geschwister Tanner. Mit einem Nachwort von Peter Bichsel. Frankfurt am Main 1990.

Unter der Fotografie begraben

- 1 Wilhelm Genazino: Das Bild des Autors ist der Roman des Lesers. Münster 1994, S. 21.
- 2 Vgl. als Beispiel: Archiv Psychiatrisches Zentrum Herisau: Patient Nr. 710, Aufnahme in die Klinik am 25.4.1923, Aufnahme der Fotografie 1939.
- 3 Eberhard Wolff: «Fotoatelier» im Sanatorium. Die Patientenfotosammlung der Bircher-Benner-Klinik Zürich. In: Irene Ziehe und Ulrich Hägele (Hrsg.): Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag. Münster 2004, S. 271–278 (hier S. 277).
- 4 Interview mit Ida Stucki am 16.01.2006 in Herisau.
- 5 StAAR: Cb.P-8-5, Protokoll Aufsichtskommission, 11.12.1944.
- 6 Gunnar Schmidt: Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert. Köln 2001, S. 3.
- 7 Im Folgenden berufe ich mich auf die einleitenden Bemerkungen von Eberhard Wolff (wie Anm. 3) über die Patientenfotosammlung der Bircher-Benner-Klinik sowie auf Heft 21 (2001) der Zeitschrift Fotogeschichte, das sich explizit dem Thema «Fotografie und Medizin» widmet.
- 8 Eva Brinkschulte: Patienten im Atelier. Die fotografische Sammlung des Arztes Heilmann Wolff Berend 1858 bis 1865. In: Fotogeschichte. Heft 21, 2001, S. 17–26.
- 9 Susanne Regener: Zwischen Dokumentation und Voyeurismus. Fotografien psychiatrischer Patienten. In: Fotogeschichte. Heft 76, 2000, S. 13–24 (hier S. 18).
- 10 Wolff (wie Anm. 3), S. 275.
- 11 Michel Foucault: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main 1985, S. 178.
- 12 Brinkschulte (wie Anm. 8), S. 20. In der forensischen Phrenologie des italienischen Psychiaters und Kriminalanthropologen Cesare Lombroso (1836–1909) fungierte die Fotografie sozusagen als optischer Steckbrief. Vgl. Peter Becker: Physiognomie des Bösen. Cesare Lombrosos Bemühungen um eine präventive Entzifferung des Kriminellen. In: Der exzentrische Blick. Gespräch über Physiognomik. Hrsg. Claudia Schmolders. Berlin 1996, S. 163–186.
- 13 Mit diesen Worten beschreibt Walter Benjamin ein Kinderbild von Franz Kafka. Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main 1963, S. 54.
- 14 Brief von Robert Walser aus der Klinik Waldau an Therese Breitbach, 23.12.1929. In: Robert Walser. Briefe. Hrsg. von Jörg Schäfer unter Mitarbeit von Robert Mächler. Genf 1975, S. 342.

- 15 So bezeichnet Albin Zollinger (1895–1941) jene Schriftsteller, deren sich Seelig annimmt. Zollinger schreibt: «Es scheint, dass Du [...] angefangen hast, zum verantwortungsbewussten Anwalt der wenig umfänglichen, aber vorhandenen Schweizer Dichtung heranzuwachsen – die Gewissenhaften und Umsichtigen der Schweizer Presse sind beinah noch seltener als deren Dichter; daher haben wir allen Grund, es mit Dank zu vermerken.» ZBZ: Autograph Ms Z II 580/180–10: Albin Zollinger an Carl Seelig. o.O., o.D. (1937).
- 16 Carl Seelig: *Wanderungen mit Robert Walser*. Frankfurt am Main 1977, S. 157.
- 17 Ebd., S. 46.
- 18 Ebd., S. 9.
- 19 Cartouche. Die Physiognomie eines Autors. In: *Neue Revue*. 5. Jg., Nr. 54, 26.12.1894, S. 830. Zit. in: Leo Lensing: Wie kommt das Autorenfoto in die Literaturgeschichte? In: *Fotogeschichte*. Heft 98, 2005, S. 65–68 (hier S. 66).
- 20 Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 17. Vgl. auch Max Piccard an Carl Seelig: «Ich denke sehr oft an Walser, er ist der einzige schweiz. Schriftsteller, der nichts Literatenhaftes in seinem persönl. Wesen hat, und er wäre doch gefährdet durch seine Zartheit und auch durch seine Krankheit. Man kann sagen, dass er, Walser, sich normal menschlich benimmt, während die anderen schweiz. Schriftsteller fast alle wie Schizophrene sich benehmen (das ist die Krankheit, die W. hat). Das ist merkwürdig, komisch und ernst zugleich.» Zit. in: Ulrich Weinzierl: *Carl Seelig, Schriftsteller*. Wien 1982, S. 127.
- 21 Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 9f.
- 22 StAAR: Pa.57-15, Lisa Walser an Otto Hinrichsen am 22.06.1933.
- 23 StAAR: D.060-01, Instruktion für das Pflegepersonal (erlassen am 10.10.1946).
- 24 So heisst es etwa: «Ich schwieg, er schwieg. Das Schweigen war der schmale Weg, über den wir uns entgegenkamen.» Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 10.
- 25 Catherine Sauvat: *Vergessene Welten. Biographie zu Robert Walser*. Köln 1993, S. 154.
- 26 Zum Beispiel: «Als ich ihm sage, wie nobel er heute angezogen sei, ein neues graues Kleid und neue Schuhe, reagiert er mit Schweigen.» Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 161.
- 27 Sauvat (wie Anm. 25), S. 156.
- 28 Dieter Bachmann: Im Walseraufwind. In: *DU*. Heft Nr. 370, Oktober 2002, S. 28–33, 88 (hier S. 28).
- 29 Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 12.
- 30 Ebd., S. 32–33.
- 31 Ebd., S. 53, 58.
- 32 Ebd., S. 159.
- 33 Ebd., S. 24.
- 34 So die Bezeichnung von Werner Mittenzwei für Carl Seelig. Werner Mittenzwei: Mäzen, Mentor und Laufbursche der Schriftsteller. In: Ders.: *Exil in der Schweiz*. Leipzig 1981, S. 125–141.
- 35 Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 24.
- 36 Walser-Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, Bellelay 21.12.1937.
- 37 StAAR: Pa.57-15 Karte von Lisa Walser an Otto Hinrichsen, Bellelay 06.12.1937.
- 38 Walser Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 21.12.1937.
- 39 Walser Archiv: Brief von Lisa Walser an Carl Seelig, 18.08.1937.
- 40 Bachmann (wie Anm. 28), S. 28.
- 41 Seelig, *Wanderungen* (wie Anm. 16), S. 18.
- 42 Ebd., S. 70.

- 43 Ebd., S. 103.
- 44 So die SchauspielerIn Tilla Durieux über die beiden Brüder Karl und Robert Walser. Zit. in: Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biografie. Frankfurt am Main 2003, S. 105.
- 45 Brief von Robert Walser an Walter Kern vom 05.04.1928. Zitiert in: Werner Morlang: «Ich begnüge mich, innerhalb der Grenzen unserer Stadt zu nomadisieren ...». Robert Walser in Bern. Bern 1995, S. 102.
- 46 ZBZ: Autograph (Typoskript) Ms Z II 580/123–5, Robert Musil an Carl Seelig, Genf 22.07.1939.
- 47 Carl Seelig: Charles Ferdinand Ramuz. Ein Besuch beim bedeutendsten Schweizerdichter der Gegenwart. In: Schweizer Familienwochenblatt 03.06.1944, S. 1548–1550.
- 48 Die Urhebererschaft der Fotografien konnte bisher auch nach Rückfragen im Paul-Senn-Archiv im Kunstmuseum Bern und in der Fotostiftung Schweiz nicht geklärt werden.
- 49 Seelig, Wanderungen (wie Anm. 16), S. 157.
- 50 Bachmann (wie Anm. 28), S. 28.
- 51 Roland Barthes: Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt am Main 1985, S. 12.
- 52 Ebd., S. 65.
- 53 Sauvat (wie Anm. 25), S. 154.
- 54 Genazino (wie Anm. 1), S. 16.

Walser Denkmäler

- 1 GemA Teufen: A.1-001-77 Gemeinderats-Protokoll Bd. 77, 09.01.1957.
- 2 Walser-Archiv: Brief von Kurt Giezendanner an Carl Seelig vom 12.02.1957.
- 3 Appenzeller Zeitung, 16.06. und 18.06.1962.
- 4 Informationen dazu vermittelte Jakob Schadeegg, Herisau.
- 5 StAAR: Pa.57-2 Todesfall und Grabstätte.
- 6 GemA Herisau: A.163-130 Gemeinderatsprotokoll, 02.08.1983.
- 7 StAAR: Pa.57-2 Mitteilung und Karteikarte zur Einäscherung.
- 8 StAAR: Pa.57-2 Robert Walser im «Beiseit», Betrachtung von Werner Morlang.

Auswahlbibliographie

- Amann, Jürg: Robert Walser. Eine literarische Biographie in Texten und Bildern. Zürich 2006.
- Chiarini, Paolo/Zimmermann, Hans Dieter (Hrsg.): «Immer dicht vor dem Sturze ...». Zum Werk Robert Walsers. Frankfurt am Main 1987.
- Echte, Bernhard (Hrsg.): Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt am Main 2008.
- Echte, Bernhard/Meier, Andreas (Hrsg.): Die Brüder Karl und Robert Walser, Maler und Dichter. Stäfa 1990.
- Fattori, Anna/Gigerl, Margit (Hrsg.): Bildersprache, Klangfiguren. Spielformen der Intermedialität bei Robert Walser. München 2008.
- Gisi, Lucas Marco: Das Schweigen des Schriftstellers. Robert Walser und das Macht-Wissen der Psychiatrie. In: Wernli, Martina (Hrsg.): Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik. Dynamiken der Psychiatrie um 1900. Bielefeld 2012, S. 231–259.
- Greven, Jochen: Robert Walser – Ein Aussenseiter wird zum Klassiker. Abenteuer einer Wiederentdeckung. Lengwil 2003.
- Greven, Jochen: Robert Walser. Figur am Rande, in wechselndem Licht. Frankfurt am Main 1978.

- Gugger, Joa/Knill, Ivo: Robert Walsers «Wilde Jahre». Eine illustrierte Auslese. Herisau 2006.
- Hamm, Peter/Fröhlich, Elio (Hrsg.): Robert Walsers Leben und Werk in Daten und Bildern. Frankfurt am Main 1980.
- Kerr, Katharina (Hrsg.): Über Robert Walser. 3 Bände. Frankfurt am Main 1978/79.
- Mächler, Robert: Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie. Frankfurt am Main 2003.
- Morger, Peter: Dokumentation Robert Walser-Pfad Herisau. Unveröffentlichtes Typskript. Trogen 1986 (im Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden)
- Pulver, Elsbeth/Zimmermann, Arthur (Hrsg.): Robert Walser. Dossier Literatur 3. Zürich und Bern 1984.
- Sauvat, Catherine: Vergessene Welten. Eine Robert Walser-Biographie (Deutsche Übersetzung). Köln 1993.
- Seelig, Carl: Robert Walser als Mensch und Dichter. In: Appenzellische Jahrbücher 1956. 84. Heft. Hrsg. von der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Trogen 1957, S. 38–48.
- Seelig, Carl: Wanderungen mit Robert Walser. Frankfurt am Main und Zürich 1977.
- Walser, Robert: Aus dem Bleistiftgebiet. Mikrogramme 1924–1932. 6 Bände. Hrsg. von Bernhard Echte und Werner Morlang. Frankfurt am Main 1985–2000.
- Walser, Robert: Briefe. Hrsg. von Jörg Schäfer unter Mitarbeit von Robert Mächler. Frankfurt am Main 1979.
- Walser, Robert: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. 20 Bände. Hrsg. von Jochen Greven. Zürich und Frankfurt am Main 1985/86.
- Walser, Robert: Tiefer Winter. Geschichten von der Weihnacht und vom Schneiden. Hrsg. von Margit Gigerl, Livia Knüsel und Reto Sorg. Frankfurt am Main und Leipzig 2007.
- Walser, Robert/Bhend, Käthi: Einer, der nichts merkte. Zürich 2003.
- Weinziertl, Ulrich: Carl Seelig. Schriftsteller. Wien und München 1982.

Bildnachweis

- Appenzeller Zeitung: 132 o. (18.06.1962)
- Basista Martina: 14 o.r., 98
- Echte, Bernhard (Hrsg.): Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt am Main 2008: 59, 66 m.
- Gemeinde Herisau: 18, 19
- Gemeindearchiv Herisau: 134
- Joa Gugger, Waldstatt: 108, 109
- Historische Bibliothek Herisau: 90 u.r.
- Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Nachlass Peter Morger: 14 o.l., 15, 17
- Keystone/Robert-Walser-Stiftung: 10, 13, 20, 32, 36 l., 38, 56, 64, 68, 72, 75, 76, 78, 80, 82, 84 u., 92, 100, 102, 106, 116, 123, 124, 126, 130
- Museum Herisau, Sammlung Feurer: 27, 36 r., 90 (ohne u.r.), 132 u.r.
- Ortsgeschichtliche Sammlung Teufen: 84 m.
- Privatbesitz: 84 o.
- Schweizerische Nationalbibliothek: 26, 104
- Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden: 8, 22, 25, 29, 34, 35, 40, 43, 46, 48, 50, 51, 66 o., 66 u., 86, 89, 96, 118, 119, 125, 132 u.l., 135, 136

Autorinnen und Autoren

Barbara Auer (* 1956), Herisau

Lic. phil. I., Psychologin. Leiterin des Wohnheims Kreuzstrasse, Herisau. Konzeption und Realisation der Herisauer Robert-Walser-Sommer. ba.auer@bluewin.ch

Iris Blum (* 1966), Zürich

Lic. phil. I., Historikerin. Freie Autorin zu geschlechtergeschichtlichen, psychiatrie- und kulturgeschichtlichen Themen. iris.blum@vtxmail.ch

Thomas Fuchs (* 1959), Herisau

Lic. phil. I., Historiker. Kurator des Museums Herisau und freierwerbender Historiker und Archivar. info@museumherisau.ch

Margit Gigerl (* 1967), Zürich

Lic. phil. I., Germanistin und Historikerin. Abteilungsleiterin für Editionsprojekte Staatsarchiv des Kantons Zürich. margit.gigerl@ji.zh.ch

Joa Gugger (* 1967), Waldstatt

Zeichner & Maler, Illustrator & Painter. info@joagugger.ch

Ivo Knill (* 1964), Burgdorf

Lic. phil. I., Historiker und Germanist. Gymnasiallehrer und Chefredaktor der Schweizer Männerzeitung. ivo.knill@maennerzeitung.ch

Livia Knüsel (* 1976), Schlieren

Lic. phil. I., Historikerin. Leiterin Diversity ZHAW Departement Angewandte Psychologie. Ehemalige Mitarbeiterin des Robert-Walser-Archivs Zürich. knue@zhaw.ch

Peter Morger (1955 – 2002), Trogen

Freier Journalist, Bibliothekar, Fotograf und Schriftsteller. Initiant des Robert-Walser-Pfades in Herisau.

Peter Witschi (* 1953), Herisau

Dr. phil., Historiker. Leiter des Staatsarchivs Appenzell Ausserrhoden. Peter.Witschi@ar.ch

Marcel Zünd (* 1954), St. Gallen

Ethnologe, Museologe MAS. zuend.marcel@bluewin.ch

Lieferbare Titel aus der Schriftenreihe «Das Land Appenzell»

Altherr Heinrich	1	Die Sprache des Appenzellervolkes
Heierli Hans/Kempf Theo	2	Bau und Entstehung des Alpsteins
Schläpfer Walter	3	Die Landsgemeinde von Appenzell Ausserrhoden
Schläpfer H./Koller W.	5	Appenzeller Volksmusik
Sonderegger Stefan	6/7	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung
Meier Hans	8/9	Das Appenzellerhaus
Altherr Jakob	10	Johann Ulrich Fitzi 1798–1855
Walser Emil	11	Die appenzellischen Gewässer
Fuchs Ferdinand/Schläpfer Hans	12	Festbräuche im Appenzellerland
Brugger Daniel	13/14	Die appenzellischen Eisenbahnen
Widmer Rudolf u. a.	15/16	Aus der Tierwelt des Appenzellerlandes
Gruntz Johannes	17/18	Appenzeller Schüler und Gehilfen Pestalozzis
Amann Hans	20	Findige Appenzeller und Appenzeller Erfinder
Krayss Edgar/Keller Oskar	21/22	Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes
Amann Hans	23	Henry Dunant – Das Appenzellerland als seine zweite Heimat
Altherr Jakob	24	Gabriel Walser. Pfarrer und Geograph
Fuchs Thomas/Witschi Peter	25/26	Der Herisauer Schwänberg
Diverse Autoren	27/28	Wildtiere kennen keine Grenzen
Diverse Autoren	29	Töbel und Höger, Literarisches aus dem Appenzellerland
Museum Herisau (Hrsg.)	30	Robert Walser – Herisauer-Jahre 1933–1956
Zünd Marcel (Hrsg.)	31	Hans Zeller, Kunstmaler, 1897–1983
Blum Iris u. a. (Hrsg.)	32	Frühe Photographie im Appenzellerland 1860–1950
Spirig Jolanda	33	Von Bubenhosen und Bildungsgutscheinen – Die Frauenzentrale Appenzell Ausserrhoden 1929–2004
Witschi Peter (Hrsg.)	34	Jakob Nef (1896–1977) – Ein Appenzeller Nebelspalter
Fuchs Thomas	35	Mahlen – Bläuen – Sägen, 250 Mühlen im Appenzellerland
Altherr Fredi u. a.	36	Fabrication – Kleine Industriegeschichte des Appenzellerlandes
Blum Iris/Witschi Peter (Hrsg.)	37	Olga und Hermann Rorschach – Ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar
Strebel Hanspeter/	38	Grenzen: Geschichten und Fakten
Frischknecht Werner (Hrsg.)		
Manser Joe (Hrsg.)	39	Appenzellische Volksmusik
Blum Iris/Eisenhut Heidi (Hrsg.)	40	Von Tür zu Tür

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahr-Feier der Kantone Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.



WO DIE FERNE
VERSCHWINDET
RÜCKT DIE NÄHE
ZÄRTLICH NAHE
ROBERT WALSER

Der Schriftsteller Robert Walser (1878–1956) verbrachte seine letzten Jahre in der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau. Als Patient und Mündel lebte er im Appenzellerland in selbstgewählter und krankheitsbedingter Isolation. Auf einsamen Spaziergängen und in ausgedehnten Wanderungen mit Carl Seelig bewahrte und gewährte sich der verstummte Dichter ein kleines Stück Freiheit. «Mir ziemt es, möglichst unauffällig zu verschwinden» – so kommentierte Robert Walser seinen Rückzug aus der Welt.

Elf literarische und historische Essays beleuchten aus unterschiedlichen Blickwinkeln Walsers Herisauer Zeit, vom Klinikeintritt am 19. Juni 1933 bis zum stillen Tod im Schnee an Weihnachten 1956.

Fr 34.00

ISBN 978-3-85882-124-9



9 783858 821249

www.appenzellerverlag.ch